

Himalaja quer durch – Ladakh, Lahaul, Spiti, Kullu und Kangra

(Himalajatour von Fr, 27.06.2008 – So, 27.07.2008)

Inhalt

1. Falsche Informationen und buddhistische Gelassenheit
2. Leh im Wandel
3. Kultur im Industal
4. Mit lustigen Sprüchen nach Lamayuru
5. Erhoffene Löwen und Mondlandschaften
6. Wir gehen in die Schule
7. Bierpass und heiliger See
8. Yakmilchkaffee und Felsendachkloster
9. Diktatur und Demokratie
10. Durchs Industal zum Tsomoriri
11. Wandern im Nomadenland
12. Im Hochtal des Phirse Phu
13. Richtungswechsel
14. Auf der Leh-Manali-Piste
15. Müde Fahrer, eine zornvolle Göttin und verschollen seit 39 Jahren
16. Fotografische Meisterleistung und Kulturschätze der Menschheit
17. Spitis Mysterien
18. Doch noch zum Mondsee
19. Über den Räuber-Pass
20. Funky Manali, Dharamsala im Regen
21. Zu Besuch beim Karmapa
22. Am Ende
23. Informationen

*Freiheit ist eine Fata Morgana,
der die Menschen nachjagen,
und wenn sie glauben, sie
erlangt zu haben, löst sie sich
in Nichts auf.*

Ende Juni war es soweit, meine dritte Himalaja-Tour stand vor der Tür. Die Reise sollte in vielerlei Hinsicht anders werden als die beiden Wanderungen zuvor. Unsere Rucksäcke wollten wir dieses Mal auf Pferderücken packen, Puristen mögen mir verzeihen. Unsere Hauptziele waren klar: Die großen Seen Ladakhs, Pangong Tso in den Ausläufern der Changtang Hochebene, und Tsomoriri im Rupshu Hochplateau; sowie Spiti, jener mysterienschwangere Landstrich an der Grenze zu Tibet, der erst Anfang der 90er Jahre für Touristen geöffnet wurde, wo noch Dämonen aus Felsbrocken vertrieben werden und

sich Mönche selbst mumifizierten, um Übel und Gefahren von ihrem Volk abzuwenden. Was nicht so klar war, war der Weg dorthin.

Den Klassiker vom Tsomoriri-See über den Parang La (5578 m) nach Kibber kannte Helga bereits. Doch es gab Alternativen. Eine war, dem Tsomoriri-Zufluss Phirse Phu bis zum Yak-Camp Manechan zu folgen, und von dort talaufwärts in Richtung Zanskar-Gebirge bis zum Pangpo La (5305 m) zu laufen. Auf der anderen Seite würden wir dann im Tal des jungen Tsarap-Flusses bis nach Sarchu gelangen. Von Sarchu bis zum Baralacha La (4891 m) ist es nicht mehr weit und die Straße gut befahren. Vom Pass könnten wir dann, dem Chandra River folgend, bis zum Chandra Tal (Mondsee) in Spiti wandern. Unser Problem bestand darin, dass wir nicht wussten, ob der Weg über den Pangpo La mit Packpferden machbar ist. Das herauszufinden hatten wir uns vorgenommen. Helga kannte einen Trekking-Guide namens Tenzin in Manali, der schon seit Jahren Touren in Ladakh, Spiti und Kinnaur führte. Doch die E-Mail-Kommunikation gestaltete sich alles andere als einfach.

Zu unserem Problem, was den Weg über den Pangpo La betraf, schien weder er noch seine Freunde in Leh etwas zu wissen. Die Tour zum Chandra Tal schien anfangs kein Problem zu sein, doch ein paar Tage später riet er uns von dem Vorhaben ab, da die Zuflüsse des Chandra Hochwasser führten. Dafür bot er uns an, von Manali über den Hamta-Pass nach Spiti zu wandern. Zurück sollte es durch das Pin Valley über den Pin Bhabha Pass (Tarikhango, 4865 m) bis Kafnu gehen. Was für uns jedoch einen riesigen Umweg mit Zeitverlust bedeutet hätte.

Irgendwann blickte ich in dem Kommunikationschaos nicht mehr durch. Ich überließ die weiteren Vorbereitungen den Himalaja-Experten und erwartete gespannt den Tag, an dem es endlich losging.

Falsche Informationen und buddhistische Gelassenheit

Ich traf mich mit Helga am Lufthansa-Schalter im Frankfurter Flughafen, wo uns bereits beim Einchecken die erste Überraschung erwartete. Der Mann hinter dem Schalter war guten Mutes, dass unser Gepäck bis Leh durchgecheckt werden würde. So recht glauben wollten wir das nicht. Jetzt braucht es nur noch Direktflüge nach Leh zu geben, freute ich mich. Dies bezweifelte der Lufthansa-Mitarbeiter allerdings. Dass eine 747 dort landen könnte, wollte ihm nicht so recht einleuchten.

Kurz vor Delhi wurden wir jedoch wieder mit der Realität konfrontiert, eine Lautsprecherstimme verkündete: „Das Gepäck wird nicht durchgecheckt“. Wir landeten immerhin überpünktlich in Delhi, ich musste mir an der Passkontrolle die Beine in den Bauch stehen, weil der Computer des Beamten streikte, hatte aber anschließend noch genug Zeit, Geld zu wechseln und auch der Transfer zum Inlandsflughafen klappte. Gegen 4 Uhr konnten wir einchecken. Der Flughafen ähnelte einer Militärbasis, überall hockten Uniformierte. Ob's wieder irgendwo Knatsch gab, fragte ich mich. Gegen 7 Uhr hoben wir ab und setzten eine reichliche Stunde später etwas unsanft in Leh auf.

Wir entschieden uns, wieder ins „Paul Guesthouse“, im Stadtteil Zangsti, zu gehen. Dieser liegt relativ nah beim Zentrum und ist doch ruhiger als zum Beispiel das pseudoerleuchtete Changspa.

Unsere verspätete Nachtruhe war bereits nach 3 ½ Stunden vorbei, Stadtbummel war angesagt.

Ein Ladakhi nach dem anderen strömte in die Gompa, im Innenhof wimmelte es bereits von Menschen. Frauen und Männer hinter großen Kesseln teilten Dalbat und Momos aus. Wir sollten auch zulangen. Da wir eh noch nichts gegessen hatten, kam mir das gerade recht. Es gab nur ein Problem – Besteck gab es keines. Wir mussten also mit dem Werkzeug essen, das wir dabei hatten, unsere Finger. Aber immer mit der rechten Hand wies mich Helga zurecht, als ich begann, mir den Essensbrei in den Mund zu stopfen.

Mönche hielten eine dreitägige Puja (Zeremonie) ab, zu Ehren des Dalai Lama. Heute war der zweite Tag. „Tara Mantra“ stand auf einem Schild über dem Eingang, darunter hockten Mönche, um Spendengelder entgegenzunehmen und dafür Quittungen auszustellen. Wir beteiligten uns mit 100 Rupien.

Zwischen den Menschenmassen entdeckte ich auch unseren ersten Bekannten. Lama Tsepel staunte nicht schlecht, uns beide hier zu treffen, hatten wir uns doch vor zwei Jahren zum letzten Mal gesehen. Er sah etwas müde aus, doch es ging ihm gut. Wir erfuhren, dass sein Bruder, Lama Tsewang, ebenfalls in Leh war und auch Tsetan, sein zweiter Bruder, wohnte hier vorübergehend. Wir wollten beide in Lingshed Labrang, einem Stadtteil gegenüber dem neuen Busbahnhof, besuchen. Doch zunächst stand etwas anderes auf dem Plan: Zur Höhenanpassung ging's wieder einmal auf den Hügel zur Tsemo Gompa und danach zwecks anschließender Kalorienzufuhr auf ein „Godfather“ ins Ibex.

In Ladakh allgemein, doch besonders in Leh, finde ich die Luft sehr staubig und trocken. Dummerweise hatte ich daheim vergessen, Augentropfen zu kaufen, dies, weil ich auch ohne Blitzlicht schnell einen „Rote-Augen-Effekt“ bekomme. Der Versuch, ein paar Augentropfen zu kaufen, schlug dagegen fehl. Nicht, dass es ein entsprechendes Fläschchen nicht zu kaufen gäbe – nur leider tropfte aus dem Fläschchen überhaupt nichts, alle Flüssigkeit war verdunstet. Dafür gab's anstandslos das Geld zurück und noch zwei Trostbonbon als Zugabe. Die Flasche flog in den Müll.

Auch in Leh gibt es Internet. Obwohl dieses nicht viel schneller als die Schneckenpost ist, konnten wir doch unsere Mails abrufen. Eine Nachricht von Tenzin war dabei, er war in Leh und wollte uns morgen im „Paul Guesthouse“ besuchen, um alles Weitere für die geplante Tour zu besprechen. Und, als abschließender aber wichtigster Satz stand da: „Helga, don't talk about the trip with the owner of your guesthouse!“ (Helga soll wegen der Tour nicht mit dem Eigentümer des Gästehauses reden). Wenn es ums Kommerzielle geht, kann von buddhistischer Gelassenheit keine Rede mehr sein, stellten wir fest.

Wir saßen gerade am Frühstückstisch im Garten unseres Gästehauses, als Tenzin uns besuchte. Er ist Anfang dreißig und stammt aus einem kleinen Kampa-Dorf namens Sethan in der Provinz Kullu am Fuße des Himalajas. Jetzt wohnt er mit seinen Eltern in Prini, südlich von Manali. Mit seinen langen schwarzen Haaren, die zu einem Zopf zusammengebunden waren, ähnelte er einem Karawanenräuber.

Leider hatte er keine neuen Informationen, was unseren Weg betraf. „Wir können auch mit Trägern aus Nepal gehen“, schlug Tenzin vor. Doch das wollten wir beide nicht. Helga wäre sich da wie eine Ausbeuterin vorgekommen, denn in Ladakh ist dies im Gegensatz zu Nepal nicht üblich, und ich hatte noch so Reiseberichte in Erinnerung, wo die Leute schon nach ein paar Stunden um höhere Löhne zu feilschen begannen. Also blieb es bei unserer geplanten Pferdetour. Wir hatten ja zeitliche Reserven eingeplant. So bestand immer noch die Möglichkeit umzukehren, wenn es über den Pass nicht gehen sollte.

Helga schärfte Tenzin noch mal ein, auf unnütze Dinge wie Konservendosen mit Mandarinen oder Tomatenketchup zu verzichten, dann gingen wir gemeinsam zur

Partneragentur in Ladakh, um die Formalitäten für die Fahrt zum Pangong und Tsomoriri-See zu erledigen.

Die Agentur Discover Ladakh Adventure Tours & Travel liegt im Stadtteil Changspa. Auf meiner ersten Himalajatour im Winter 2005 hatten wir in Changspa unsere Unterkunft gehabt. Damals war es ein ziemlich verschlafener Teil von Leh. Die Häuserfronten waren verrammelt und außer ein paar Straßenkötern ließ sich draußen niemand blicken. Jetzt, im Sommer, musste man aufpassen, nicht von wild gewordenen Motorradfahrern über den Haufen gefahren zu werden. Und in den Restaurants und Gästehäusern tummelte sich dubioses Volk mit strähnigen Haaren und glasigen Blicken. Ganz koscher kamen die mir nicht vor.

Tenzins Partner in der Agentur versprach uns, sich um das Inner-Line-Permit für die Fahrt zum Pangong-See und Tsomoriri-See zu kümmern, und uns für übermorgen ein Taxi zu besorgen. Das Geschäft mit den Touristen lief gut. Sicher auch aufgrund der instabilen Lage in Nepal kamen viele Trekkingtouristen nach Ladakh. Wir zahlten im Voraus und hofften auf ein gutes Gelingen der Tour. Erstaunlich fand ich, dass der Preis für die Fahrt sich nicht von dem Preis der Fahrer am Taxistand in Leh unterschied, obwohl unser Fahrer ja zweimal mit uns übernachten musste. Wie es schien, übernachten nicht viele Touristen am Pangong-See, denn der Agenturchef ließ es sich nicht nehmen uns darauf hinzuweisen, dass es dort nur einfache Unterkünfte mit einheimischen Essen gäbe. „Na, wenn Chang dabei ist, ist's doch okay“, spottete ich.

Leider ist die Straße am Pangong See nur bis zum Nomadendorf Spangmik für Touristen geöffnet. Wir hätten sonst auf einer Abkürzung zum Tsomoriri fahren können, so müssen wir den Weg wieder zurück bis Karu und dann dem Indus stromauf folgen. Helga müsste den Distriktkommandanten kennen, dachte ich mir. Zum Polizeichef von Leh hatte sie ja Kontakte.

Leh im Wandel

Wir verabschiedeten uns von Tenzin, der in den nächsten Tagen den großen Trip organisieren wollte, und statteten dem Shanti-Stupa einen Besuch ab. Unten am Fuß des Stupa-Hügels entdeckten wir etwas, was es vor 2 Jahren in Leh noch nicht gab – am Straßenrand leuchtete eine Verkehrsampel. Das war jedoch nicht die einzige Veränderung, die Leh zu bieten hatte. In den Straßen hockten mittlerweile indische Bettler und Schlangenbeschwörer. Und auf den Hügelketten im Süden, wo vor 2 Jahren noch Gebetsfähnchen im Wind flatterten, strecken sich jetzt Telefonmasten in den Himmel.

Der japanische Friedens-Stupa wurde gerade restauriert. Zwei Inder brachten mit Farbtopf und Pinsel die Farben der Buddhas wieder zum Leuchten. Warum diesen Job Inder und nicht Ladakhis erledigten, blieb uns ein Rätsel. Von der Plattform vor dem Stupa schauten wir runter auf Leh. Ein Wirrwarr aus Häusern und staubigen Gassen lag uns zu Füßen. Das staubige Grün der Bäume und Gerstenfelder hatte schon eindeutig an Leuchtkraft verloren.

Wir mussten wieder hinab ins Tal und zum Taxistand, um unseren morgigen Ausflug zu organisieren. Wir wollten uns die Klöster Thiksey und Spituk ansehen, die Gompa und das, was vom Königspalast in Shey übrig geblieben ist, besichtigen sowie dem Mahabodhi International Meditation Centers Devachan bei Leh einen Besuch abstatten. Dort ging nämlich Yangdon, das Töchterchen von Chospel, unserem Freund in Gongma/Zanskar, seit letztem Winter zur Schule.

Leider konnten wir Nawang, den Taxifahrer, der uns vor zwei Jahren zur Whiskey Bridge gefahren hatte, nicht finden. Da die anderen Fahrer ein Geschäft zu wittern schienen, rückten sie mit Infos auch nicht so recht raus. Wir hinterließen die Adresse unseres Gästehauses und schlenderten weiter in Richtung Lingshed Labrang, um Lama Tsewang Jorgyas zu besuchen. Der Mönch aus dem Kloster Lingshed gehört ebenfalls zur Gongma-Familie und war zurzeit in Leh.

Jetzt, zur beginnenden Touristensaison, war in Leh einiges los. In den engen Gassen und am Mainbasar drängten sich die Leute. An verschiedenen Ecken wurde gebaut. Kaum hatte Helga ihren Fotoapparat rausgeholt, um das Treiben zu fotografieren, ließen die Bauarbeiter wie auf Kommando ihre Schaufeln und Behältnisse mit Sand fallen, um sich in Positur zu bringen. Der Traum vom ungestellten Reisereportagebild war dahin.

Auch die Händler aus Kaschmir waren wieder da und hatten ihre Läden geöffnet. So auch Imil, Helgas Bekannter aus Srinagar, der einen kleinen Laden mit Antiquitäten aus Tibet und Ladakh besitzt. Wir schauten bei ihm vorbei, um bei einem Glas Tee Neuigkeiten aus Kaschmir zu erfahren. Im Moment gab es wieder Probleme. Aufgrund von Gesetzen, die es Indern erlauben, Land zu kaufen, kam es zu Unruhen in Srinagar und Jammu. Imil riet uns, im Moment nicht nach Srinagar zu fahren, da es bei Demonstrationen wieder Tote gab. Unsere Tour sah dies ohnehin nicht vor.

Doch auch Positives gab's zu sehen. So vegetierten die Hühnchen bei den Metzgern nicht mehr in lieblosen Drahtverhauen vor sich hin, sondern liefen in einer Art Voliere auf Sandboden herum.

In Lingshed Labrang angekommen, trafen wir noch ein weiteres Mitglied der Gongma-Familie – Tsetan Norbu, der ältere Bruder von Lama Tsewang und Vater von Helgas Patenkind Dechen Angmo. Kind ist etwas unpassend, aus Dechen Angmo (18) ist mittlerweile eine junge Dame geworden. Sie hat ihre Schulzeit in der Lamdon Model School beendet und geht jetzt auf eine weiterführende Schule in Chandigarh. Tsetan geht es noch nicht wirklich gut, er hatte zwei Tage im Krankenhaus verbracht, weil er sich bei Feldarbeit in Khalse ein bisschen Geld verdienen wollte und dort einen Hitzschlag erlitten hatte. Aber er zeigte stolz das Abschlusszeugnis von Dechen Angmo. Er kann zufrieden sein, alle seine Kinder sind versorgt. Lobsang (17), die Zweitälteste, geht noch in Leh zur Schule ebenso Gyrmel (14), der älteste Sohn. Stanzin (12) und Gyaltsan (9), der Jüngste, gehen in Lingshed zur Schule. Tsering Dorje (10) ist am weitesten von seiner Heimat entfernt. Im Gyuto-Kloster beim Karmapa in Sidhbari bei Dharamsala wird er vielleicht einmal die Laufbahn eines Mönches einschlagen. Was Tsetan Sorgen macht, ist die Tatsache, dass mit dem Abschluss der Schule für seine Tochter Dechen Angmo auch die finanzielle Unterstützung aufgehört hat. Die Kosten für die weiterführende Schule sowie Lebensunterhalt sind jedoch höher als vorher. Helga will sie aber auch weiterhin unterstützen, nur wird das jetzt nicht mehr über ein Projekt laufen, sondern rein privat.

Auch Lama Tsewang hat Sorgen. Sein Onkel Tsering Dorje ist krank, hat starke Schmerzen und wartet schon seit ein paar Tagen im Kloster Lingshed auf einen Helikopter des Militärs, damit er nach Leh ins Krankenhaus gebracht werden kann. Doch aufgrund der momentanen Spannungen in Kaschmir gaben die Militärs keinen Heli frei. Tsewang hat gute Beziehungen zum Kommandanten der Luftstreitkräfte von Leh, aber zurzeit geht gar nichts. „Morgen soll vielleicht einer kommen“, sagte Lama Tsewang. Kein Wunder, dass er auf die geplante Straße nach Lingshed setzt, die in 10 Jahren fertig sein soll.

Auch der Oma in Gongma ging es nicht gut, ihr Rheuma war schlimm. Das war auch der Grund, warum wir Chamba, unseren Chadar-Guide, nicht in Leh antrafen. Er machte jetzt abwechselnd Krankenpflege im Kloster Lingshed und – drei Stunden Fußweg entfernt – in

Gongma. Aber wenn die Touristen zur Hauptsaison auf der „Großen-Zanskar-Durchquerung“ unterwegs sein werden, wollte er wieder einen Teestall aufmachen. Am besten geht es anscheinend dem Opa, er habe nur ein bisschen Probleme mit den Augen, erzählte uns Tsetan, während wir unseren Buttertee genießen durften. Zum Essen wollten wir dann aber doch nicht bleiben. Wir begnügten uns mit einem Restaurant in Changspa, wo mir der Kellner kameradschaftlich auf die Schulter klopfte und der deutschen Mannschaft im heutigen Endspiel bei der Fußball WM viel Glück wünschte.

Nach dem Abendessen klopfte es an unserer Zimmertür. Es war so gegen neun. Wer mochte das wohl sein? Ich öffnete die Tür und davor stand Nawang, unser Taxifahrer von 2006. Hatte es also doch was genützt, unsere Adresse am Taxistand zu hinterlegen. Wir verabreden uns auf morgen früh zur Klosterfahrt nach Thiksey, Shey und Spituk.

Kultur im Industal

Pünktlich um halb neun holte uns Nawang ab. Bevor es losging, mussten wir noch mal nach Lingshed Labrang, um uns mit Tsetan zu treffen. Er wollte Dechen Angmo anrufen. Helga brauchte noch ein paar Infos von ihr, was die Unterstützung betraf. So den Namen der Schule, ihre monatlichen Kosten, die Notwendigkeit einer E-Mail-Adresse u. a.

Das öffentliche Telefon befand sich in einer düsteren Kabine in einem Ramschladen einer Seitengasse neben dem neuen Busbahnhof. Nach ein paar erfolglosen Versuchen stand die Leitung. Leider konnte Helga nur mit einer Klassenkameradin von Dechen Angmo sprechen.

Die Kommunikation hatte etwas, wie ich fand:

„I need the name of the school.“

"Yes. You understand."

"I need the name of the school."

"No. The name, the name of the school."

Nach ein paar Minuten schienen dann alle Klarheiten beseitigt, wir konnten starten.

Unser erstes Ziel war das Kloster Thiksey, 20 km östlich von Leh, an der Straße Leh – Manali. Ich kannte es, im Winter vor drei Jahren hatten wir es schon mal besucht. Das Interessanteste in der Gompa ist zweifelsohne der 15 m hohe Maitreya-Buddha, die größte Buddha-Statue Ladakhs. Doch in dem zwölfgeschossigen Kloster auf dem Hügel über dem Industal gibt es noch mehr zu sehen. Die Wandmalereien im Klosterhof aus der Geschichte Buddhas und die Porträts von Schutzgottheiten wie Mahakala oder Palden Lhamo faszinieren mich besonders. Auch die vielen kleinen Statuen im Gebäude gegenüber dem Champakang-Tempel sind sehenswert. Heute leben in Thiksey noch etwa 250 Lamas, die dem Gelbmützenorden angehören. Neu ist im Eingangsbereich zum Kloster das Amchi-Hospital, also ein Krankenhaus mit angewandter tibetischer Medizin. Wäre ich nicht so feige, hätte ich mich mal auf tibetisch durchchecken lassen können.

Nur ein paar Kilometer westlich von Thiksey liegt unser nächstes Ziel. Die Shey Gompa und die Ruinen des alten Königspalastes. Wie Thiksey besitzt auch Shey eine Buddhastatue. Der Buddha aus Kupfer ist 7,5 m hoch und wurde von Kupferschmieden aus Nepal angefertigt. Die Nachfahren dieser Handwerker leben heute in Chilling, einem kleinen Dorf am Zanskar-Fluss.

Den Königspalast ließ König Deldan Namgyal 1650 errichten. Er diente als Sommerresidenz des Königs. Heute befinden sich auf dem Hügel über dem Industal nur noch Ruinen. Die Königsfamilie musste ihren Wohnsitz 1834 nach Stok verlegen. Den

ganzen Berg mit dem Palast auf dem Gipfel schmücken Gebetsfähnchen, an den Felsen sind Mantras mit „Om mani padme hum“ eingemeißelt. Auf dem Weg nach oben lerne ich, dass man immer unter den Fähnchen hindurchkrabbeln muss, nie drüber weg steigen darf. Das ist so 'ne Regel – wie bei den Mani-Mauern, die man immer im Uhrzeigersinn umlaufen muss.

Bevor wir der Spituk Gompa, unserem letzten Ziel für heute, einen Besuch abstatteten, fuhren wir auf einen Sprung ins Mahabodhi International Meditation Center¹ in Devachan bei Leh. Hier ging Yangdon, Chospels älteste Tochter, seit letztem Winter in die Schule. Und da ich kein Sponsorkind wie Helga habe, hatte ich mir vorgenommen, wenn die Gelegenheit bestand, den Schulbesuch der Kleinen finanziell zu unterstützen. Das MIMC gründete 1986 der Mönch Venerable Bhikkhu Sanghasena und leitet es bis heute. Hier gibt es nicht nur eine Schulbildung für die Kinder armer Ladakhis. Es gibt auch ein Alten- und Behindertenheim, ein Mönchs- und ein Nonnekloster sowie ein Krankenhaus zur medizinischen Versorgung der Ladakhis.

Vor dem Schulgebäude tummelten sich kleine Knirpse in Schuluniform. Tsetan fragte ein paar Kinder nach den Neuen. Kurz darauf werden wir zu einer kleinen Gruppe von Kindern geführt, unter denen auch Yangdon ist. Ihr Vater hat sie letzten Winter auf dem Rücken 4 Tage über den Chadar getragen, damit sie hier zur Schule gehen kann. „Yes, Chospel is a strong man“, sagt Tsetan. Wir machten ein Gruppenfoto und gingen weiter ins Heim für alte und behinderte Menschen. Die Unterkünfte der Leute waren recht spartanisch eingerichtet: ein Tisch, ein Bett und ein kleines Regal – das war's. Aber die Menschen sind offensichtlich glücklich und zufrieden. In das Heim kommen Menschen, die keinen haben, der sich um sie kümmern kann. Die Omis hockten hinter der Glasverkleidung des Hauptganges in der Sonne und freuten sich, als sie merkten, dass sie besucht wurden. Kleine Kätzchen huschten einer Oma um die Beine. Mit einem herzlichen „Julley“ mussten wir jedem die Hand schütteln. Hier traf Tsetan eine Nachbarin aus seinem Heimatdorf Gongma. Sie ist bereits 87 und seit 11 Jahren im Altenheim. Wir hockten uns auf den Boden zu den Omas und Opas und Tsetan musste Neuigkeiten aus Gongma berichten.

Langsam wurde es Zeit für unser letztes Reiseziel, dem Kloster Spituk. Über offroad geeignete Wege fuhr uns Nawang immer am Indus entlang zur Gompa. Spituk wurde im 11. Jahrhundert gegründet. Seinen Namen erhielt es vom Übersetzer Rinchen Zangpo (Spituk = das Vorbildliche). Das Kloster folgte der Kadampa-Schule. Dabei handelt es sich um eine Richtung, die sich als Erstes mit den neuen Übersetzungen indisch-buddhistischer Schriften aus dem 11. Jh. befasste (im Gegensatz zu den alten Übersetzungen aus dem 9. Jh. der Nyingma-Schule). Später ging diese Schule in der Gelug-Schule (Gelbmützen) auf, der das Kloster noch heute angehört.

Im Dukhang befindet sich ein Bild von Tsongkhapa (Gründer der Gelug-Schule) mit zwei seiner Schüler und Buddha. Das Kloster beherbergt zudem Tankas (Rollbilder), Masken und eine Figur von der Schutzgottheit Mahakala. Interessant waren die Opfergaben für die Schutzgottheiten – Münzen auf einem frischen Haufen Yakscheiße.

Mit lustigen Sprüchen nach Lamayuru

Zurück in Leh, mussten wir uns um die Tour für morgen kümmern. Es sollte ins Kloster nach Lamayuru gehen. Von Nawang erfuhren wir, dass dort gerade ein Klosterfest mit Maskentänzen stattfand – das berühmte Yuru Kabgyat-Festival. Anschließend wollten wir nach Ang bei Tingmosgang. Wir wollten Motup besuchen, einen Freund von Helga, sowie

die Lotsava-Lamdon-Model-Schule. Leider hatte Nawang schon eine Fahrt, sodass er uns nicht nach Lamayuru bringen konnte. Wir buchten die Fahrt in unserem Guesthouse. Der Umrechnungskurs fiel jedoch definitiv nicht zu unseren Gunsten aus. Egal, morgen früh um halb neun sollte es losgehen. Das Abendessen im so exotisch klingenden Namen „La Pizzeria“ bestand aus Afghanischem Hühnchen und „Schwarz“-Bier. Der Kellner servierte das „heiße“ Getränk in einer Serviette eingewickelt, da der Laden keine Lizenz zum Ausschank von Alkohol besaß.

Wir frühstückten gerade unsere Zimtrollen aus der German Bakery nebenan, als sich Nawang, unser Taxifahrer nach Lamayuru, vorstellte. Nawang scheint in Ladakh ein sehr verbreiteter Name unter Taxifahrern zu sein. Diesmal ging die Fahrt nach Westen. Die Straße hinter Leh hatte einen neuen Belag bekommen, tiefschwarz zieht sich das Band schnurgerade auf dem Plateau über dem Industal. Links und rechts karge Fels- und Gerölllandschaften. Die lustigen [HIMANK-Sprüche](#) auf den gelben Steinen am Straßenrand waren schon etwas ausgebleicht. Hin und wieder tauchten zwischen dem Nichts links und rechts der Straße kleine Lehmbuden auf. Laut Nawang haben sich die Ladakhis auf die Art schon mal einen Platz in der ersten Reihe reserviert, für zukünftige Verkaufstände oder Ähnlichem. „Die setzen schon mal 'nen Zaunpfahl“ sagte Helga treffend.

Kurz vor Nimmu erreichten wir den Bautrupp der indischen Straßenbaugesellschaft BRO, laut ihren Sprüchen „The Mountain Tamers“ („Die Gebirgsbändiger“). Die Arbeiter waren gerade am asphaltieren der Ortseinfahrt. Dahinter war es dann vorbei mit der guten Straße. Immer wieder passierten wir Abschnitte, an denen sich die Straße in eine Sand- und Schotterpiste verwandelt hatte. Die Bauarbeiter hockten mit ihren Familien am Straßenrand, Frauen hatten ihre Gesichter mit Tüchern verhüllt, nur die Augen schauten aus schmalen Schlitzern neugierig zu uns herüber. Zwischen all dem Lärm, Staub und Dreck spielten seelenruhig ihre kleinen Kinder.

Der Indus hatte viel Wasser, grau und sprudelnd bisweilen tosend hatte es den gleichen Weg wie wir. Bei Khalse wechselten wir auf das Indus-Südufer und verließen das Tal. Kurz hinter dem Abzweig führt die alte Straße den Berghang hinauf in Richtung Lamayuru. Wir blieben jedoch unten im Tal des Yaopola Flusses, folgten ihm ein Stück stromauf und quälten uns später in Serpentinaen nach oben. Die neue Straße nach Lamayuru wurde gebaut, weil sie kürzer ist und es auf der alten Straße häufig zu schweren Unfällen kam. Mein erster Eindruck von der neuen sicheren Straße machte nachdenklich – unten im Tal ragten die Räder eines ausgebrannten Tanklasters gen Himmel. Wir erreichten dank Nawang II. sicher das Kloster, wo es schon von Besuchern wimmelte. Um 17 Uhr wollten wir uns unten im Dorf wieder treffen. Es war heiß und schwierig, noch ein schattiges Plätzchen zu erwischen. Helga entdeckte eine Leiter, die auf eine Art überdachte Terrasse führte. Oben saßen lauter Mönche und ein oder zwei Touristen. Aber es war noch genug Platz, so mogelten wir uns dazu.

Ersoffene Löwen und Mondlandschaften

Lamayuru war mein drittes Klosterfest, welches ich kennenlernte. Das Besondere war, dass es von Rotmützenanhängern ausgetragen wurde. Die Maskentänze der beiden Klosterfeste vor drei bzw. zwei Jahren in Stok und Leh wurden von Gelbmützenmönchen zelebriert. Doch wie bei allen Maskentänzen ging es auch hier um die Auseinandersetzung des Buddhismus mit der alten Bön Religion. Faszinierend fand ich die Lage des Klosters Lamayuru: blendend weiß in der Sonne leuchtend, auf einem Steilhang stehend,

eingebettet zwischen den gelblich-erdigen, grauen und bisweilen fast schwarzen Bergen des Zanskar-Massivs.

Schade nur, dass vor die Westfront des Klosters ein wuchtiger Hotelklotz gesetzt wurde. Der Grund des Hotelbaus vor 5 Jahren war, eine Möglichkeit zu schaffen, in Lamayuru auch organisierte Reisegruppen unterzubringen. Zwar hatten sich die Baumeister alle Mühe gegeben, den Stil des Niranjana-Hotels dem Kloster anzupassen, trotzdem fand ich es irgendwie deplatziert. Das Kloster selbst zählt zu den ältesten Ladakhs. Der Legende nach wurde es im 11. Jh. in einem ausgetrocknetem Seebett gebaut, an einer Stelle, wo ein Mönch namens Naropa einen toten Löwen fand. Der älteste Tempel des Klosters heißt auch Singhe Ghang („Löwenmaul“).

Nach dem Mittag ließen wir die maskierten Mönche unten auf dem Hof ihre Kreise ziehen und wandten uns einer anderen Sehenswürdigkeit Lamayurus zu – dem Moonland Valley. Auf der alten Straße oberhalb des Klosters dauerte es nicht lang, und skurrile Erosionsformen leuchteten gelb zwischen den dunklen Nachbarmassiven zu uns herauf. Sieht's so auf dem Mond aus? Vermutlich schon, lässt man mal das leuchtende Grün der Gerstenfelder weit unten im Tal außer Acht. Es heißt auch, dass bei Mondlicht das Tal am eindrucksvollsten aussieht.

Zurück im Kloster, siegte gerade der Buddhismus über den Bön-Glauben. Ein gehörnter Maskentänzer machte den Butterfigur-Dämonen den Garaus – begleitet vom Getröte und Geklapper der Musikanten und von gespannten Blicken der Ladhakis, die wie in Trance ihren Gebetsmühlen keine Sekunde Ruhe gönnten.

Morgen würde das Spektakel weiter gehen, wir mussten auch weiter, es war höchste Zeit. Motup, Helgas Freund in Ang, wartete sicher schon ungeduldig. Auch Nawang, unser Fahrer, hatte sich schon auf die Suche nach uns begeben. Mitten durch die Mondlandschaft, die jetzt in der Abendsonne lange Schatten warf, ging es zurück zum Indus. Bei Nurla verließen wir den Indus und fuhren in Richtung Norden hinauf nach Tingmosgang in Unterladakh.

Motup hatte uns schon erwartet. Mit seinen Eltern und seiner Schwester lebt er in einem selbst gebauten schönen großen Haus mit einer hellen geräumigen Küche – kein Vergleich zu den schummrigen Kochhöhlen im Zanskar. Und das Beste: Das Haus hat ein gefliestes Bad mit WC. Vermutlich ein Zugeständnis an seine deutsche Ehefrau. Seine Deutschkenntnisse reichen, um seine Meinung uns gegenüber kundzutun. Immer wenn wir ihn besonders hervorhoben, kam der Satz: „Das stimmt doch gar nicht!“

Zum Abendessen gab's Reis mit Gemüse. Wir ließen es uns schmecken, derweil Taxifahrer Nawang das passende TV-Programm auswählte. Als Nachtisch gab's ein Stück Melone. Unser Nachtquartier im Gästezimmer bestand aus einem dicken Stapel Decken, ich hatte ein Gefühl wie im Märchen von der Prinzessin auf der Erbse. Motup hätte uns sogar sein Schlafzimmer mit Doppelbett zur Verfügung gestellt. Motups Vater war ein Asket, er legte sich zum Schlafen draußen vor den Hauseingang. „Mein Vater schläft immer draußen“, bestätigte Motup unsere Frage. Irgendwie kam ich mir verweicht vor.

Wir gehen in die Schule

Motup ist einer der Mitbegründer der Lotsava-Lamdon-Model-Schule² in Tingmosgang. Die Schule war unser nächstes Besuchsziel. 1998 gegründet, wurde die Schule aufgrund der großen Nachfrage bei den Ladakhis und des großen Engagements der Einheimischen 2003 von der Mahabodhi-Organisation als weiteres Projekt anerkannt und wird seitdem über

das Hilfsprogramm des Vereins KINDER des HIMALAYA e.V.³ unterstützt. Heute besuchen etwa 140 Kinder bis zur 8. Klasse die Schule.

Motup führte uns durch die Klassenräume, zeigte uns die Küche und den Kindergarten und stellte uns anschließend Mr. Morup, den Schuldirektor vor. Voller Stolz präsentierte er uns eine Wandzeitung mit den Fotos der ersten Schulkinder der Lotsava-Schule, die die Schule letztes Jahr verlassen hatten und nun in Leh die weiterführende Lamdon-Model-School, mit der die Schule seit einiger Zeit kooperiert, bis zur 12. Klasse besuchen.

Als Fotograf hatte ich nun die Aufgabe, die Kinder zu fotografieren, die von Sponsoren aus Karlsruhe unterstützt werden. Helga wollte die Bilder mit einem persönlichen Brief der Kinder den Sponsoren schicken, damit sie auch mal ein paar aktuelle Infos über ihre Patenkinder erhalten. Das Beste war aber die Mittagspause. Über hundert Kinder saßen in Reih und Glied auf dem Fußboden des Speisesaals der Schule und löffelten ihren Reis mit Gemüse. Die Kleinsten wurden von den Lehrern gefüttert. Die kostenlose Schulspeisung für die Kinder gibt es seit August 2004, sie wurde von Herrn Martin Mende aus Karlsruhe gesponsert.

Bevor es zurück nach Leh ging, besuchten wir noch Ladakhs älteste Gompa – das MandalaKloster in Alchi. Das Kloster gehört zur Gruppe der 108 Klöster, die Rinchen Zangpo im 11. Jh. gegründet haben soll. Der Legende nach soll Rinchen Zangpo auf seiner Wanderung nach Chilling seinen Wanderstab hier am Indusufer in die Erde gesteckt haben. Als er auf dem Rückweg an der Stelle vorbeikam, war aus dem Stab eine Pappel geworden, ein gutes Zeichen, um hier ein Kloster zu errichten.

Die Malereien und Figuren in den fünf unscheinbaren Tempeln hinter der hellgrauen Lehmmauer wurden Mitte des 12. Jh. von Künstlern aus Kaschmir angefertigt, sie machen das Kloster einmalig in Ladakh. An die Lehmwände wurden Tausende kleiner Buddhfiguren gemalt. Leider wurden bei Renovierungsarbeiten wunderschöne Holzarbeiten an äußeren Gebäudeteilen, wie z. B. Eingangstüren oder Holzsäulen, lieblos überpinselt, sodass die Gebäude viel von ihrem antiken Charme verloren. Heute leben nur noch einzelne Mönche als Klosterverwalter in der Anlage. Ein Mönch aus dem Kloster Likir führte uns durch die Tempelanlage, die durch ihre Mandala-Form einzigartig ist. Hinter Alchi wird der Indus angestaut, um seine Kraft in Elektroenergie umzuwandeln.

Wir fuhren zurück nach Leh. Morgen früh sollte es mit dem Taxi an die tibetische Grenze gehen, aufs Changtang-Hochplateau zum Pangong Tso. Wir verabschiedeten uns von unseren Freunden in Leh, von Tsetan, Lama Tsewang und Lama Tsepel, der uns noch schnell eine Gebetskette kaufte, und auch von Imil, sodass wir mit Allahs und Buddhas Segen die Weiterreise antreten konnten. Auch Tenzin schaute noch mal bei uns vorbei, um uns unseren Koch Rinchen vorzustellen. Mit einem Koch hatten wir nun wahrlich nicht gerechnet. Ich fand es toll. Helga war entsetzt, entsprach dieser Komfort doch in keiner Weise ihrer Vorstellung von einer Trekkingtour in Ladakh. Unten am Taxi blühte sie Tenzin ein, nicht auch noch Tomatenketchup, Mandarinendosen oder Popkorn mitzunehmen.

Bierpass und heiliger See

Unser Fahrer hieß Lobsang, bei einem dritten Nawang wäre ich misstrauisch geworden. Die Sonne schob sich über das Industal und ließ Shey und Thiksey aufleuchten. In Karu hielten wir, um zu frühstücken. Es gab Omelett in einem der Straßenrestaurants am Ende des Ortes, kurz vor dem Abzweig zur Straße zum Pangong See. Hier war auch der erste Kontrollposten. Unser Inner Line Permit fand ich schon etwas seltsam, standen dort

Namen von anderen Touristen drauf, die weder mit uns noch mit unserer Tour das Geringste zu tun hatten. Doch die Kontrolleure schien das nicht zu interessieren, sie behielten sich meist eine Kopie, dann konnten wir passieren. Ab Sakti ging es stetig bergauf. Unten im Tal leuchteten sattgrüne Gerstenfelder und dazwischen Äcker mit grellgelben Senfblüten. Auf dem Rückweg wollten wir hier übernachten und das Kloster Tak Thog besuchen.

Bevor es die Serpentina zum Chang La aufwärtsging, mussten wir den zweiten Kontrollpunkt passieren. Langsam holperten die Räder über die staubige Geröllpiste auf 5300 m zum dritthöchsten Straßen-Pass der Welt. Die Angabe von 17800 Fuß auf dem Pass schien mir etwas übertrieben. Ein Tempel ist dem Sadu Changla Baba gewidmet. Der Name des Passes hat also nichts mit Ladakhs Gerstensaft zu tun☺

Die indische Armee spendierte hier oben Tee gratis, was bei dem kalten Wind nicht zu verachten war. Schneeweichten türmten sich noch am Straßenrand, als wir auf der anderen Seite abwärtsfuhren. Nur für kurze Zeit im Jahr, im Dezember, Januar und Februar ist der Pass wegen Schnee geschlossen, erfuhren wir von Lobsang.

Von den verbesserten Beziehungen Indiens zu China profitierten auch die Touristen, denn seit 1994 ist es möglich, in das Grenzgebiet zum Pangong Tso zu fahren. Vorbei an Nomadencamps und einem türkisblauen Bergsee fuhren wir auf dem „Indian-Chinese-Friendship-Highway“, wie die Straße genannt wurde, hinunter nach Tangtse. Der Ort besteht zum Großteil aus Militär und unserem dritten Kontrollposten. Bis Tangtse fährt von Leh aus auch ein Bus, sagte Lobsang. Von hier ist es dann möglich, mit einem Privatbus am nächsten Tag weiter ins „Model Village“ Poprang am Pangong See zu fahren.

Normalerweise halten hier die Touristen, um zu übernachten, wir aber fuhren gleich weiter, nachdem unser ILP kontrolliert wurde. Bis jetzt war die Straße in einem ausgezeichneten Zustand, doch das änderte sich abrupt am Pagal Nala, dem „Verrückten Bach“. Die starken Regenfälle Anfang August 2006 haben die Brücke über den Bach komplett zerstört und Lobsang musste eine kurze Offroad-Einlage hinlegen. Kurz darauf hatten wir zum ersten Mal Sichtkontakt zum See. Ein Schild mit der Aufschrift „First view of Pangong Lake“ machte auch den letzten Träumer darauf aufmerksam, dass der See nun bald erreicht wird. Unwirtlich blau leuchtet er zwischen den rotbraunen und graugelben Bergen hervor.

Der Pangong-See (Pangong Tso, früher Tsomogalari) ist rund 130 km lang, bis zu 7 km breit und 100 m tief. Der größte Teil des Sees liegt in China, ein Drittel fällt an Ladakh. Mit etwas über 4250 m Höhe liegt der Pangong etwas niedriger als sein Bruder, der Tsomoriri im Rupshu-Gebiet. Der Pangong-See ist ein Salzsee. Denn weil mehr Wasser verdunstet als Neues zufließt, steigt der Salzgehalt an.

Unser Ziel war das Nomadendorf Spangmik am Westufer des Sees. Über Geröll und kleine Schmelzwasserrinnen holperten wir am See entlang. Spangmik ist die Endstation für Touristen, dahinter ist verbotenes Grenzgebiet. Ein Schlagbaum am „ECO Resort Tourist Camp“ weist darauf hin. Hier befindet sich auch der letzte Polizeiposten, wo wir uns registrieren lassen mussten.

Dann schauten wir uns besagtes Eco Resort mal näher an. Weiße Häuschen und weiße Zelte leuchteten wie Salzkristalle in der Sonne. Lobsang fragte nach einer Möglichkeit zum Übernachten. Der Preis für dieses abgeschiedene Nest war nicht schlecht: 2500 Rupien wollte der Typ für ein Zimmer oder 2000 Rupien fürs Zelt einschließlich Essen vom Buffet. Lobsang konnte den Preis zwar noch um 500 Rupien runterhandeln, doch selbst das war uns zu teuer. Aber auch die Chang-pa Nomaden im Dorf ließen sich nicht lumpen, 400 Rupien wollte der Erste für einen modrigen schummrigen Raum neben dem Ziegenstall.

Lobsang handelte den Preis auf 300 Rupien runter. Wir guckten trotzdem erstmal weiter und entschieden uns dann für ein Zimmer auf dem Dach bei einer Nomadin, mit Seeblick gegenüber dem Ziegenpferch und mit „Bad“ (eine Kammer mit Loch im Boden, daneben ein Wassereimer mit einer Schöpfkanne), für 350 Rupien Halbpension plus 5 Rupien für einen Tee.

Das Zimmer war sauber und hell, nur die Betten waren etwas zu kurz geraten. Doch besser als eine Isomatte auf dem Zeltboden war es allemal. Wir verstauten unser Gepäck, um uns anschließend den Pangong-See anzusehen. Wir folgten dem Seeufer nach Norden, die Rinnsale des Schmelzwassers hatten sich mittlerweile in kleine Bäche verwandelt. Die ganze Region war sehr trocken und steinig, nur ab und zu gab es ein paar Stellen, an denen Gras oder kümmerliche Weidenbäumchen wuchsen. Trotzdem ist dieses Gebiet Weideland der Chang-pa Nomaden mit ihren Paschmina-Ziegenherden.

Pashmina-(Chyangra)-Ziegen sind im Changtang am stärksten verbreitet. Die Wolle (altpers. pashm) wird aus dem Unterfell, dem Brustflaum, der Tiere gewonnen. Die Einzelfasern sind so fein, dass sie kaum noch sichtbar sind. Pashmina muss per Hand ausgekämmt werden und eine Ziege hat kaum mehr als 50 Gramm auf ihrer Brust. So benötigt man für einen einzigen Schal (ca. 165 g, ca. 95x210 cm) den Flaum von drei bis vier Tieren. Etwa 200 Nomaden hüten im Hochland von Ladakh Herden mit insgesamt 50.000 Tieren. Je höher die Weidegründe und je kälter es dort ist, desto hochwertiger ist dieses Vlies.

Auf einer Anhöhe weidete eine größere Ziegenherde in der bereits tief stehenden Nachmittagssonne. Die beiden Nomadenfrauen saßen vor einem Feuerchen und tranken Buttermilchtee. Sie winkten uns zu und im nächsten Augenblick schlürften auch wir streng ranzig schmeckenden Tee, auf dessen Oberfläche gelblich glasige Fettauflagen schwammen. Mit Müsliriegeln revanchierten wir uns, bevor wir den Rückweg antraten. Wir erreichten das Dorf nicht mehr trockenen Fußes. Aus den Bächlein waren Bäche geworden, knöcheltief stakten wir barfuß durch die lehmbräunen Fluten.

Unser Abendessen war typisch: Reis mit Linsen und Weißkohl, dazu Fladenbrote. Lobsang unterhielt sich mit unserer Gastgeberin. Ihre Tochter machte Hausaufgaben, und neben uns auf dem Boden hockte der Opa und ließ die Perlen seiner Gebetskette durch die Finger gleiten. Dass es selbst in Spangmik eine Schule gab, verblüffte mich. Die Dorfschule bestehend aus 3 Kindern und einem Lehrer – und das bei 5 Klassen, so Lobsang. Die Essenszeit um 19.30 Uhr war für Ladakhis viel zu früh. Erst eine Stunde, nachdem wir gegessen hatten, speisten Lobsang und unsere Gastfamilie.

Yakmilchkaffee und Felsendachkloster

Am nächsten Morgen hieß es Abschied nehmen von Spangmik und dem Pangong-See. Der auch heute wieder mit dem tiefen Blau des Himmels wetteiferte. Pinkfarbene Blüten wilder Himalajarosen leuchteten am Ufer in der Morgensonne, als unser Taxi wieder über die Geröllbrocken in Richtung Straße holperte. Helga machte den Vorschlag, die letzten paar Kilometer bis zum Ende des Sees zu Fuß zu gehen. Lobsang wollte auf uns warten.

Die ersten Touristen, meist Inder, trafen am See ein. In der Regel übernachteten sie in Tangtse, machen am Morgen einen Ausflug zum See, um anschließend wieder zurückzufahren. Die Arbeiter der Straßenbaugesellschaft BRO (Border Road Organisation) waren eifrig am Werkeln, um die Straße zum See wieder flottzukriegen. Alle paar Kilometer wurde gebaut und geflickt auf dem Rückweg nach dem Dorf Tangtse.

Nach einer kurzen Teepause in Tangtse, es gab Nelkentee, fuhren wir hinauf zum Chang La. Doch vorher musste ich mir noch unbedingt eines der Yak-Camps näher anschauen. In einem Nomadenlager unterhalb des Passes hielten wir. Die Frau verkaufte in einem Leinenzelt Yakmilchkaffee, der uns vorzüglich schmeckte. In einem großen Topf auf dem Lagerfeuer brodelte die Yakmilch. Wir ließen ohne wirkliche Absicht mal kurz das Stichwort „Buttertee“ fallen – und die Frau war so erfreut, dass Touristen das mögen, dass sie uns eine ganze Kanne kostenlos hinstellte. Daneben türmte sich das Brennmaterial, ein mächtiger Hügel aus getrockneten Yakfladen. Ein kleines Zicklein war krank und die Frau wartete auf den Tierarzt. Voller Stolz zeigte uns die Dame ihre bisher geerntete Pashminawolle. 2400 Rupien (rund 35 bis 40) bekommt sie für ein Kilo Wolle. Wir mussten weiter, der Pass wartete und bis zum Kloster Tak Thog in Sakti, unserem Tagesziel, war es noch ein Stück Weg.

Am frühen Nachmittag erreichten wir das Kloster. Gegenüber stand an einem Gebäude „Tourist Bungalow Sakti“. Das hörte sich schon mal nicht schlecht an. Leider war das Tor abgeschlossen und auch ins Kloster konnte man nicht ohne Weiteres rein. Lobsang suchte den „Schlüsseldienst“, während jede unserer Bewegungen von neugierigen Augen ostindischer Straßenarbeiter beobachtet wurden. Ich kam mir vor wie im Zirkus. Nach einer Weile kam Lobsang mit einem Mönch, der den Schlüssel zur Gompa hatte. Für die Touristenunterkunft gegenüber dem Kloster ist auch ein Mönch verantwortlich, nur befand er sich zurzeit in Leh und sollte so gegen 5 Uhr zurück sein. Wir hatten also noch etwas Zeit und gingen erstmal ins Felsenkloster Tak Thog.

Das Kloster ist das Einzige in Ladakh, das der Nyingmapa-Schule angehört, der Ältesten des tibetischen Buddhismus. Guru Rinpoche (Padmasambhava) soll es selbst gegründet haben. Hier befindet sich auch sein Meditationstempel. Den Namen „Felsendach-Kloster“ erhielt der Bau aufgrund seiner Lage an einer Felswand. So ist das Dach des Klosters ein Teil des Felsens. Mönche leben heute nicht mehr im Felsenkloster, sie sind in den Neubau, ein Stück talaufwärts, umgezogen.

Mittlerweile war unser Bungalow-Mönch zurück und wir bezogen besagtes Etablissement. Die Zimmer waren einfach, ein Tisch, zwei Stühle und zwei Betten – das war's. Das Klo roch nach Klo und musste erst mal ausgiebig gelüftet werden. Wasser gab's draußen an der Handpumpe und musste per Eimer ins Zimmer bugsiert werden. Nach der lästigen, jedoch laut Helgas Ansicht notwendigen Arbeit des Wäschewaschens, stand eine Ortsbesichtigung auf unserem Programm.

Diktatur und Demokratie

Wir schlenderten das Tal hinauf, an der neuen Gompa vorbei. Auf dem Weg kam uns eine Gruppe Mönche entgegen. Sie hatten kurz zuvor einen Stupa eingeweiht, den eine Familie aus dem Dorf gestiftet hatte. Schade, etwas früher und wir hätten der Zeremonie beiwohnen können. Trotzdem beschlossen wir, uns den Stupa mal anzusehen. Eine junge Frau kam den Hügel herunter, einen Topf in den Händen. Ob wir noch was essen wollten, fragte sie. Etwas Reis und Gemüse wäre noch übrig. Auf uns wartete zwar noch das Abendessen, aber etwas konnte nicht schaden. Wir nahmen die Einladung an und im Handumdrehen hatte ich den Reistopf in den Händen und wir trabten den Stupa-Hügel wieder bergauf.

Unter einer Zeltplane hinter dem Stupa lagen Decken ausgebreitet, daneben auf kleinen Tischchen standen Reliquien aus Yakbutter, Tassen, Teller, Obst und Backwaren. Eine

Gruppe Ladakhis, Frauen und Männer, saßen an den Tischen, aßen und unterhielten sich. Wir bekamen einen Teller mit Reis und Gemüse, wurden aufgefordert, uns zu den anderen zu setzen und sollten es uns schmecken lassen.

Der Schrein bestand aus drei Chörtens. Die drei Farben der Chörtens symbolisieren je einen Bodhisattva (erleuchteter Erlöser): gelb – Manjushri (verkörpert die Weisheit), weiß – Avalokiteshvara (das Mitgefühl) und blau – Vajrapani (die Macht).

Das Familienoberhaupt, Phuntsog Rabgias, war Politiker im Parlament von Ladakh und ist nun pensioniert. Und mit einem Politiker, auch wenn es ein Ehemaliger war, sprach man natürlich über Politik. So vertrat ich die Auffassung, es sei gut, dass der Buddhismus in Ladakh noch so einen hohen Stellenwert besaß. In Tibet wäre es vermutlich nicht so einfach gewesen, einen Stupa zu stiften. Über das, was dann kam, staunte ich nicht schlecht.

Denn von Demokratie hielt Phuntsog nicht allzu viel. So hatten seiner Meinung Minderheiten kein Stimmrecht und die Armen würden viel zu kurz kommen. Zwar wäre die chinesische Tibetpolitik nicht gut, aber fürs einfache Volk würden die dort viel mehr machen als die Regierung in Delhi. Diese würde sich nur der Gewalt beugen, was man im Kaschmir-Konflikt sehe.

Seiner Meinung nach waren eh 90 Prozent aller Moslems militant, auch die in Ladakh. Fast glaubte ich, er war der Meinung, dass nur der bewaffnete Kampf geeignet ist, Änderungen auf politischer Ebene herbeizuführen – und das bei einem Buddhisten! Aber immerhin hatte ja seine Familie einen Schrein gestiftet, der dem ganzen Dorf gewidmet war und u. A. für das Mitgefühl der Menschen untereinander stand. Zum Abschied mussten wir noch jeden fotografieren. Wir sollten natürlich auch nicht vergessen, die Fotos zu schicken. Das versprachen wir.

Nach dem Essen – war es Zeit fürs Abendessen. Der Speiseraum in unserer Unterkunft diente gleichzeitig als Gebetsraum. Ein Goldbuddha mit Katakas über den Schultern hockte in einer Wandnische und schaute mir auf den Reisteller. An der Wand hing ein Panoramabild des Potala-Palastes von Lhasa. Unser Mönch und Lobsang hatten sich richtig ins Zeug gelegt und ein würziges Abendmahl bestehend aus Reis, Momos, Gemüse und Chilischoten gezaubert.

Durchs Industal zum Tsomoriri

Unsere eigentliche Wanderung rückte immer näher. Unser Ziel war der Tsomoriri See. Dort warteten Tenzin, Rinchen und der Mann mit den Pferden auf uns. Früh beizeiten fuhren wir zurück ins Industal, um dem Fluss stromauf bis zur Brücke bei Mahe zu folgen. Von dort ging es dann knapp 60 km über den 4840 m hohen Namshang La (Nusgur La) aufs Rupshu-Hochplateau und zum See. In Upshi aßen wir eine Kleinigkeit zum Frühstück, der nächste Halt war erst wieder in einem Dorf im Industal, das Chumathang heißt (übersetzt: heißes Wasser). Denn die Attraktion des Ortes sind seine heißen Quellen. Mehrere brodelnd heiße Schwefel-Quellen sprudeln aus Erdspalten an die Oberfläche. Eierschalen am Quellenrand waren der Beweis, dass das Wasser auch zum Kochen genutzt wird. Die Eier sind in 15 Minuten (wegen der Höhe vermutlich) gar, wie mir ein Einheimischer erzählte. Doch auch zum Haare waschen ist das Quellwasser geeignet, wie mir Helga bewies. Chumathang besitzt Badehäuser, wo das heiße Wasser für medizinische Bäder genutzt wird. Ansonsten sah der Ort recht verlottert aus, Müll zierte die Quellen.

Von hier bis zur Mahe-Brücke, die 1967 von der Armee erbaut wurde, war es nicht mehr weit. Bis zum Pass fuhren wir auf einer ordentlichen Bergstraße, danach gab's nur noch eine Geröllpiste.

Ein grüner See tauchte am Horizont auf. Das war noch nicht der Tsomoriri, sondern der Thadsang Karu See (Kyagar Tso). Wir waren wieder im Reich der Nomaden. Im Bachtal, das sich hinunter zum Tsomoriri zieht, reihte sich ein Zelt ans andere. Ziegen und Hunde sprangen um unser Auto herum. Und endlich zeigte sich am Horizont die blaue Wasserfläche des zweitgrößten Bergsees Ladakhs. Dicke dunkle Regenwolken hingen über dem See, doch der Regen verdunstete auf dem Weg nach unten. Kein Tropfen erreichte den Boden. Ein letztes Mal musste Lobsang unsere Permits einem Kontrollposten zeigen, dann fuhren wir in Korzok ein, der einzigen Siedlung am See. Auf einer Wiese gegenüber dem Korzok Fluss entdeckte Lobsang Tenzin und seine Leute. Zum Tee blieb Lobsang nicht mehr, er hatte es eilig, wollte er doch noch am selben Tag zurück nach Leh, eine lange Heimfahrt stand ihm bevor.

Neben Tenzin, unserem Führer, und Rinchen, dem Koch, war Stanzin der Dritte im Bunde, der uns als Horseman mit seinen Pferden auf der Wanderung begleiten würde. Mit 6 Pferden war Stanzin aus seinem Heimatort Rumtse zu uns gestoßen. Zwei von seinen Pferden, vor allem das Fohlen, waren jedoch noch zu klein, um Lasten tragen zu können. Sie würden nur mitlaufen, um sie ans Trekking zu gewöhnen.

Nach 9 Stunden Fahrt schoben wir erst mal gehörig Kohldampf, im Küchenzelt werkelte Rinchen bereits mit Kochtöpfen herum. Wir wurden eingeladen, im Zelt Platz zu nehmen. Doch Tenzin warnte uns, sie hätten im Moment nur für sich gekocht – was hieß: schärfer als für Touristen gekocht. Das Brennen im Mund hielt sich aber in Grenzen.

Heute war auch der Tag, an dem Schüler der Lotsawa Schule aus Tingmosgam in Korzok eintreffen mussten, doch noch war niemand da. Wir schauten uns somit erst mal in der Umgebung um. Eine Herde Yaks wurde gerade ins Dorf getrieben und rastete gegenüber unserem Zeltplatz. Der Fluss dazwischen hatte bereits deutlich an Wasserwucht zugenommen, eine abenteuerliche Brücke führte hinüber ans andere Ufer. Von dort ging es in das Nomadendorf und zur Gompa.

Das Kloster in Korzok (Thupstan Sningpo Druprgout Standar Chosling) gehört dem Gelbmützenorden (Gelugpa) an und wurde zwischen 1851 – 1861 von Lama Kunga Lodos Snyingbo neu gegründet (nach der Zerstörung während der Dogra-Invasion). Geldgeber war das Oberhaupt von Rupshu, Tsering Tashi Namgyal. Das Kloster beherbergt ungefähr 35 Mönche. Schöne Außenmalereien zieren den Eingangsbereich zum Gebetsraum. Vom Dach konnten wir weit über den See schauen. Korzok selbst hat sich auf den Tourismus eingestellt. Es gibt einige Gästehäuser und Zelte zum Übernachten. Ansonsten war nicht viel los. Ein einzelnes stehendes Haus, unten am Seeufer, dient dem Dalai Lama als Feriendomizil – und er soll es als Altersruhesitz ausgesucht haben. Hinter dem Kloster reißen sich endlos lange Manimauern und jede Menge Stupas, ein Wasserfass wurde zur „Waschmaschine“ umfunktioniert.

Als es bereits zu dämmern begann, sahen wir die gelben Schulbusse vor das Kloster fahren. Die Lotsawa Schüler hatten es geschafft, und Motup war auch dabei. Und wie das bei Schulausflügen so üblich ist, am ersten Abend gab es trotz der Strapazen während der Reise gleich eine Disco.

Jeder packte an, um zum Gelingen des Abends beizutragen: Vom Schuldirektor, der sich als Elektriker versuchte, um das Raumlicht in Gang zu bringen, über die Lehrer, die die Anlage aufbauten bis zu den Schülern – alles wuselte rum, jeder packte mit an. Als die ersten Töne aus dem Kassettenrekorder erklangen – Diskomusik der ladakhischen Art –

war die Stimmung noch verhalten, keiner wollte den Anfang machen. Doch auch jetzt ergriffen Mr. Morup, der Schuldirektor, und Motup die Initiative. Sie fingen an zu tanzen, und einer nach dem anderen folgte. Bald herrschte im Raum eine ausgelassene Feierstimmung. Unterhalten konnte ich mich bei dem Krach nicht mehr, aber fotografieren ging noch. Es war bereits stockdunkel, als wir uns zurück zu unserem Zelt tasteten. Morgen würde die Wanderung beginnen, die bequemen Tage waren vorbei, oder?

Wandern im Nomadenland

Neuschnee lag auf den Gipfeln der umliegenden Berge. Heute war der 6. Juli, Geburtstag des Dalai Lama. Wir verabschiedeten uns von Motup und dem Team der Lotsawa-Schule. Mit leichtem Tagesrucksack und einem Lunchpaket ausgestattet, folgten wir dem westlichen Seeufer nach Süden, unser Tagesziel hieß Kiangdam, ein Nomadencamp am Süden des Tsomoriri. Unsere Begleiter mit den Pferden würden nachkommen, sobald sie ihr Lager abgebaut und alles verladen hatten. Zum Glück zogen Wolken am Himmel auf, hingen in den Bergen fest und regneten sich wieder ab. Bei sengender Sonne hätte ich nicht gerne laufen wollen. Der See leuchtete pastellartig in unterschiedlichen Grün- und Blautönen.

Der etwa 28 km lange und 8 km breite Tsomoriri-See (auch Tsomorari) liegt auf dem Rupshu-Plateau in 4595 m Höhe. Einer Legende nach soll eine buddhistische Nonne (chomo) im Winter mit ihrem Yak über den gefrorenen See gegangen sein, als plötzlich das Eis brach und das Yak, trotz der Hilferufe ri, ri, die die Nonne rief, im Wasser zu ertrinken drohte. Seitdem wurde der See Chomoriri genannt. Die Feuchtgebiete am Tsomoriri sind Brutgebiet seltener Vogelarten und stehen unter Naturschutz.

Obwohl wir unser Ziel ständig vor Augen hatten, wollte und wollte es nicht näher rücken. Stunde um Stunde verging. Kinder aus den Nomadencamps in den Bergen bettelten uns nach Kugelschreibern an oder wollten uns auf einen Tee einladen. Doch unser Ziel war noch weit, wir liefen weiter. Tief unter uns sahen wir den Tross der Pferde ziehen, sie waren deutlich schneller. In Kiangdam würden sie bis zu unserem Eintreffen das Lager schon errichtet haben.

Acht Stunden steckten uns in den Beinen, als eine große grüne buckelige Ebene vor uns auftauchte. Am Seeufer standen die schwarzen und grauen Zelte der Chang-pa Nomaden. Hunde bellten, Pferde grasten etwas abseits und geradeaus leuchtete wie ein Zuckerwürfel unser Küchenzelt vor dem Blau der Berge – Kiangdam das „Königreich der Wildesel“ hieß uns willkommen. Bald würden die Nomaden von hier zu ihren Yak-Camps in den umliegenden Bergregionen starten. Ein Trupp kam uns entgegen. Irgendwie wirkten die untersetzten wettergegerbten Typen auf ihren kleinen zottigen Pferden wie Karawanenräuber oder Soldaten Dschingis Khans. Einer hatte ein Medaillon mit dem Bildnis des Dalai Lama um den Hals hängen. Der Trupp ritt dem Phirse Phu Fluss folgend in Richtung Spiti, das ja schon hinter der schneebedeckten Hauptgebirgskette lag. Bald sah man nur noch ihre Silhouetten vor den durch die Abendsonne beleuchteten Berghängen. Dann verloren sie sich am Horizont.

Tenzin machte uns auf etwas anderes aufmerksam. Am Horizont tauchte plötzlich einer der Namensgeber des Ortes auf – ein Kiang. Diese Wildeselart lebt nicht nur in Tibet, sondern auch hier im Rupshu Gebiet. Wir sollten ihr noch öfters begegnen. Die Nomaden trieben ihre Ziegenherden heim, und für uns war es Zeit fürs Abendessen. Dieses bestand aus drei Gängen: einer Vorsuppe, Reis mit Gemüse und zum Dessert gab es Bananen in

einer Karamellsauce frittiert. Zum Abschluss konnten wir uns zwischen Schwarzem Tee, Kaffee oder Tee mit Zitrone entscheiden. Die Entscheidung war nicht einfach, Tee mit Zitrone hätte ich jeden Abend trinken können, Helga dagegen mag Tee mit Zitrone nicht besonders. Aber wir arrangierten uns. So kulinarisch bin ich bisher auf keiner Trekkingtour verwöhnt worden. Das sollte sich auch die nächsten Tage nicht ändern. An Abnehmen war da nicht zu denken.

Im Hochtal des Phirse Phu

Der nächste Morgen weckte uns mit strahlendem Sonnenschein. Der Himmel war ebenso blau wie der See, dem wir heute Lebewohl sagen mussten. Tenzin begleitete uns auf der heutigen Tour. Das erste Wegstück liefen wir am Berghang über dem dahin mäandernden Phirse Phu Fluss, welcher auch den Tsomoriri speist, noch ein Stück nach Süden. Ein letzter Blick auf den Tsomoriri, dann wendet sich das Tal nach Westen, wird enger und enger, fast schluchtartig. Die Felsen schieben sich bis an das Ufer des Phirse Phu. Langsam öffnet sich das Tal, wendet sich in nordwestliche Richtung und gibt den Blick frei auf eine neue Landschaft. Linker Hand ragen zum Teil schroffe Felsgipfel empor, Ausläufer des ZanskarGebirges, rechts ziehen sich die runden schneebedeckten Kuppen der Korzok Range parallel zum Tal.

Immer wieder wechselten sich trostlose Geröllfelder mit grasbedeckten Flächen ab, unzählige Edelweiß blühten dort. Unsere Pferde hatten uns schon lang überholt. Irgendwo am Horizont versuchte ich, mit meinen Augen das weiße Zelt zu entdecken. Helga fand das lustig: „Bei einer selbst organisierten Tour schaut man nach Gebetsfähnchen im Pass oder Steinmännern (Lathos) am Weg, bei einer Komforttour wie dieser sucht man das Küchenzelt.“ Endlich nach sieben Stunden sahen wir unser „Outdoor-Hotel“. Der Platz, ein Yak-Camp, nennt sich Latho Gongma. Gongma bedeutet soviel wie „Ober“ also höher liegend.

Das kleinste der Pferde lag auf dem Boden, völlig geschafft. War wohl etwas viel für den Anfang. Doch das währte nicht allzu lang, dann ärgerte es wieder seine Artgenossen, indem es sie neugierig mit der Schnauze stupste. Nomaden waren noch nicht bis hierher vorgedrungen, aber Pferdeäpfel auf dem Boden zeugten davon, dass dies ein Lagerplatz auf dem Weg zu ihren Hochcamps ist. Morgen würden wir den Abzweig zum Pangpo La erreichen. Falls wir dort auch Spuren von Pferden oder Yaks finden würden, wäre es wert, einen Vorstoß in das Tal zu wagen. Anderenfalls schlug Tenzin vor, könnten wir weiter nach Norden gehen über den Thelakung La (5020 m) und bis zur Leh-Manali-Straße bei Pang. Diesen Weg kannten alle sehr gut.

Richtungswechsel

Keine Stunde war es am nächsten Tag bis zum Abzweig des Phirse Phu. Der Fluss machte einen scharfen Knick nach Südwesten. Das Tal war ebenso breit wie unseres. Schneebedeckte Bergketten konnten wir am Horizont ausmachen. Tief unten am gegenüberliegenden Ufer des Flusses graste eine Herde Yaks. Tenzin wollte schauen, ob in der Nähe auch Nomaden waren. Wir warteten auf die Pferde. Die Sonne brannte und wir

holten erst mal unsere Lunchpakete raus. Es gab gefüllte Teigtaschen, die wie Riesenmomos aussahen, und etwas überreife Mangos.

Nach einer Weile kamen Stanzin und Rinchen mit den Pferden. Gemeinsam stiegen wir hinunter ins Tal, wo Tenzin schon wartete. Er hatte niemanden gefunden. Auch konnten wir keine frischen Spuren entdecken, die das Phirse-Phu-Tal hinauf folgten. Noch einmal schauten wir uns die Karte an, beratschlagten und entschieden uns schließlich aufgrund der wenigen Informationen, die wir besaßen, keine Experimente zu machen. Wir dachten zudem – wie sicher auch der Horseman – an das kleine Pferd, das wir nicht im Fels oder strömenden Wassern verlieren wollten. Also machten wir uns auf den Weg über den Thelakung La nach Pang. Einen Vorteil hatte der Weg immerhin, er war kürzer. In drei Tagen würden wir Pang erreichen und die eingesparte Zeit konnten wir in Spiti oder sonst wo nutzen.

Beim Nomadencamp Thargang bauten wir unsere Zelte auf. Morgen würde es eine kürzere Etappe geben. Tenzin meint, es sei für die Pferde besser, noch vor dem Pass zu lagern, da auf der anderen Seite erst mal keine Weideplätze kommen würden. Der Fluss, dem wir nun folgten, heißt Zogoang Chu. Das Tal hatte sich nicht groß verändert, stellenweise lag sogar noch Schnee und der Boden war zum Teil matschig, wie aufgetauter Permafrostboden in der Tundra. Immer wieder erblickten wir Kiangs, neugierig beäugten uns diese Wildesel aus der Ferne. Umso näher waren uns dafür kleine schwarze Kribbelfliegen. Die Biester setzten sich in die Augen, Ohren und Nasenlöcher. Wild um mich wedelnd versuchte ich, mir die Bande vom Hals zu halten. Unser Ziel, das Yak-Camp Zozogong, hatten wir nach nur fünf Stunden erreicht. Von hier könnte man über den 5850 m hohen Lanyar La zum Salzsee Tso Kar wandern. Wir aber blieben auf dem Boden der Realität und begnügten uns mit dem reichlich 5000 m hohen Thelakung La.

Bis zum Pass war es nur noch eine halbe Stunde. Ein Widderschädel markierte die höchste Stelle zwischen dem Tal des Zogoang Chu und dem des Sumkhar Togpo (Togpo = größerer Fluss). Der Abstieg erfolgte in ein enges fast schluchtartiges Tal. Wir querten es und stiegen dem Pfad folgend auf der anderen Seite wieder den Hang hinauf. Nach einem kurzen Stück auf dem Bergrücken ging es endgültig ins Flusstal hinunter. Im Tal wanderten wir mal auf der einen, mal auf der anderen Uferseite. Der Bach war hier oben noch klein, ein Queren problemlos möglich. Am Boden hatten sich Salze abgelagert, die stellenweise wie weiße Moospolster aussahen.

Zusehends weitete sich das Tal und von Seitentälern bekam unser Bach Zulauf, er wurde größer und breiter. Wind und Regen hatten skurrile Formen aus dem sandigen Steilufer zu beiden Seiten des Flusses herausgearbeitet. Immer wieder passierten wir grüne Grasoasen, auf denen manchmal Gruppen von zotteligen Yaks weideten. Ich hatte gehörigen Respekt vor diesen Fellbergen, galten sie doch als unberechenbar und angriffslustig.

Yaks können bis zu einer Tonne auf die Waage bringen. Sie werden maximal 25 Jahre alt und heißen wegen ihrer Laute, die sie von sich geben, auch Grunzochsen. Wilde Yaks gibt es heute nur noch in den tibetischen Hochplateaus, z. B. Changthang, auf bis zu 6100 Meter Höhe. Unsere gehörten den Nomaden, von denen wir aber seltsamerweise keinen zu sehen bekamen. Manchmal standen die Tiere direkt unten im Tal, sodass wir an ihnen vorbei laufen mussten. Ich tat das in einem respektvollen Bogen, Tenzin und Helga so dicht es ging. Aufgeregt hüpfen manche hin und her. Mir war nicht klar, ob die kurz vorm Fliehen waren oder sich zum Angriff rüsteten. Noch unklarer war mir, warum man so dicht an der Herde vorbeilaufen musste, die Beiden schienen sich einen Spaß draus zu machen.

Wolken zogen auf, grau und dunkel, und es dauerte nicht lange, bis der erste kräftige Regenschauer, den wir auf unserer Tour hatten, niederging. Zum Glück dauerte der Spuk nicht sehr lang. Recht bald schaute die Sonne wieder ins Tal herunter. Unser letzter Lagerplatz hieß Numa, etwa 3 bis 4 Stunden von Pang entfernt. Tenzin lief gleich weiter. Er wollte möglichst schnell von Pang nach Leh fahren, um unser Fahrzeug für Spiti zu organisieren. Durch die Touränderung erreichen wir die Straße Leh – Manali an einer anderen Stelle, zudem sind wir deutlich früher dran.

Zwischen Rinchen und Stanzin herrschte nach vollbrachtem Wandertag in der Regel eine strikte Arbeitsteilung. Erst wurden die Pferde von Stanzin abgeladen. Rinchen griff nur ein, wenn es nötig schien. Dann fesselte Stanzin der Leitstute ein Vorder- mit einem Hinterbein diagonal, damit sie sich nicht schnell aus dem Staub machen konnte. Die Pferde suchten sich anschließend selbst die besten Futterplätze aus.

Den Aufbau des Küchenzeltes erledigten Stanzin und Rinchen. Stand das Zelt, betrat Rinchen sein „Reich“ und „ließ niemanden in seine Suppe spucken“.

Nach unserem Frühstücksbrei am nächsten Morgen (warum es immer Brei auf organisierten Wanderungen gab?) gingen wir die letzte Etappe unserer Wanderung an. Der Fluss hatte mittlerweile die Bezeichnung Fluss auch verdient. Öfters mussten wir die Arme des Sumkhar Togpo queren. Die Herausforderung bestand darin, möglichst keine nassen Füße zu bekommen. Wir bewältigten die Aufgabe mit kraftvoll-eleganten Sprüngen, jede Flachstelle in Form von Steinen oder Kiesbänken ausnutzend. Auch unser Koch wollte keine nassen Füße bekommen, seine Methode war aber eine andere. Ging es durch den Fluss, schwang er sich gekonnt auf das Leitpferd und erreichte so trockenen Fußes die andere Seite. Stanzin waren nasse Füße egal, er hatte sich Badeschlappen angezogen und watete durch jeden Arm des Sumkhar-Flusses.

So erreichten wir nach 4 Stunden Pang. Der Ort liegt an der Straße Leh – Manali und war ursprünglich ein Militärposten am Ende des Rupshu-Plateaus. Der Tourismus belebte Pang. Die Einheimischen errichteten Zelte links und rechts der Straße. Vor den Zelten gab es allerhand Krimskrams zu kaufen, innen kann man etwas essen und trinken oder auch übernachten. Ein Polizeiposten am Ortsende kontrolliert die Pässe der Reisenden, die sich hier registrieren lassen müssen.

Wir bauten unser Lager hinter den Restaurantzelten auf. Neben einem Inder, der eine Art „Ich-AG“ mit einem Druckluftaggregat betrieb und außerdem Benzin an vorbeikommende Lkws verscherbelte. Hier in Pang nahmen wir Abschied von Stanzin. Unser „Pferdemann“ wollte noch am gleichen Tag die Heimreise in seinen Heimatort Runtse antreten, den er morgen erreichen musste. Sechs Pferde kletterten den Hang zum Plateau hoch, wir winkten Stanzin zu, bis aus den Pferden 6 Punkte wurden. Für uns wurde es Zeit fürs Abendessen. Die Straßenarbeiter kehrten heim, und in den Zeltrestaurants gingen die Lichter an. Morgen musste Tenzin mit unserem Fahrer kommen.

Auf der Leh-Manali-Piste

Gegen halb neun tauchte Tenzin auf, frisch gewaschen und neu eingekleidet. Auch unser Taxi war da – und das schon seit vorgestern! Denn vorgestern hatte Tenzin zwar noch am selben Abend eine Mitfahrgelegenheit nach Leh erwischt, doch sein Ausflug war umsonst gewesen: Unser Fahrer hatte bereits in Pang auf uns gewartet, seine letzte Tour hatte hier vor drei Tagen geendet und einmal Leh und wieder zurück lohnte für ihn nicht. Ashok,

hieß unser neuer Fahrer. Trotz seines neuen Outfits sah Tezin etwas mitgenommen aus, was nicht verwunderte, war er doch um halb drei in der Nacht von Leh aufgebrochen.

Wir packten unseren Krepel zusammen und um 9 Uhr ging es weiter in Richtung Lahaul und Spiti. Oberhalb der Whiskey-Bridge, dem Ausgangspunkt unserer Tsarap-Wanderung vor zwei Jahren, hatten wir das Glück, eine Gruppe Blauschafe zu beobachten. Kurz vor Sarchu, bei Tingting Khurd, überquerten wir den Tsarap. Hier hätte unsere geplante Tour über den Pangpo La geendet. Auf der gegenüberliegenden Seite des Tsarap standen die Häuser der Dorfbewohner aus dem Tsarap-Tal – wie eine ladakhische Reihenhaussiedlung. Die Menschen hatten vor zwei Jahren ihre Dörfer Yurshun, Murshun und Kormoche aufgrund der Abgeschiedenheit und harten Lebensbedingungen verlassen, um sich in der Nähe der Straße anzusiedeln.

Sarchu ist wie Pang eine Zeltsiedlung, wir hielten uns nicht lang auf, tranken einen Tee und Ashok ging mit unseren Pässen zum Kontrollposten. Die Straße wurde zusehends schlechter je mehr wir uns dem Baralacha La (4891 m) näherten. In Lkw-Staubwolken eingehüllt, holperten wir die Passstraße hinauf. Am Straßenrand standen Touristen mit blassen Gesichtern, sie hatten Probleme mit der Höhe. Auch die Abenteuer-Radler sahen nicht wirklich glücklich aus. Mit verbissenen Gesichtern kämpften sie sich Meter um Meter nach oben. Unten an den Hängen rosteten Lkw-Wracks vor sich hin, einige waren nur noch Blechskelette, andere hatte es erst vor Kurzem erwischt. „Die fahren meist zu schnell“, sagte Tenzin. „Je mehr Touren sie fahren, desto mehr Geld verdienen die Fahrer.“ In der Zeltsiedlung „Bharatpur City“, der letzten Raststätte vor dem Pass, machten wir Mittag. Der Zeltbesitzer, ein Freund Tenzins, war ein geschäftstüchtiges Bürschchen. Er besitzt einen Fernseher, der nur dann in Betrieb genommen wird, wenn die Gäste dafür auch was zahlen, und sein Zeltrestaurant ist gleichzeitig Tankstelle für Benzin und Diesel aus Armeebeständen „gesponsert“.

Der Pass empfing uns nicht gerade freundlich, dichte Nebelschwaden hüllten die Berge ein und ein kalter Wind überzeugte uns gleich weiter zu fahren. Zusammen mit dem Rohtang Pass bei Manali bildet der Baralacha La die Engstelle des Leh-Manali-Highways. Schneit es, sind diese beiden Pässe zuerst dicht. Das musste Ende September auch Ogyen Trinley Dorje, der 17. Gyalwa Karmapa, am eigenen Leib erfahren. Auf seiner Reise nach Ladakh blieb er hier im Schnee stecken und musste mit einem Helikopter der Armee „gerettet“ und nach Leh geflogen werden. Für die Zukunft existieren angeblich Pläne, den Rohtang und den Zoji La zwischen Kargil und Srinagar zu untertunneln. Wir fuhrten hinunter auf einer erstaunlich guten asphaltierten Straße, die, so Tenzin, von der Armee gebaut wurde. Im Übrigen hielt er eh viel von der indischen Armee. Mehr als von der indischen Regierung, deren staatliche Straßen meist in einem miserablen Zustand waren. Was wir in Spiti noch merken würden, versicherte er uns.

Der Baralacha La ist Wetterscheide, nicht verwunderlich war daher, dass es regnete. Der Pass trennt auch Ladakh von Lahaul. Hier heißen die Seen daher auch nicht mehr Tso sondern Tal. Vorbei ging's am Sonnensee (Suraj Tal) und Sternensee bis nach Darcha. In diesem Dorf beginnt oder endet die große Zanskardurchquerung bis Lamayuru. Im nächsten Ort, Jispa, war Feierabend. Sieben Stunden hatten wir von Pang bis hierher gebraucht, für eine Strecke von über 160 km. Auf einem Stück Wiese neben der Straße bauten wir unser kleines Zeltlager auf.

Die Talfahrt war noch lange nicht zu Ende. Am nächsten Tag ging es nach Keylong, der Hauptstadt Lahauls. Tief unter uns tobte der Bhaga Fluss. Die Erbsen- und Gerste-Felder waren steil am Hang angelegt worden, Bewässerungsgräben wie in Ladakh waren in Lahaul aufgrund stärkerer Niederschläge nicht nötig. Den Halt in Keylong nutzte Rinchen,

um unseren Proviant aufzustocken. Zum Beispiel Bananen. Die dann auf der weiteren Fahrt munter mithoppelten. Ich befürchtete, bis am Abend haben wir in den Tüten keine Bananen mehr, sondern Porridge. Unser Koch war hier bekannt wie ein bunter Hund, alle paar Meter schüttelte ihm einer die Hand oder hielt mit ihm ein kurzes Schwätzchen. Stammte er doch aus Udaipur im Chandra-Bhaga-Tal, wie wir von Tenzin erfuhren.

In Tandi, am Zusammenfluss der Flüsse Chandra und Bhaga, erreichten wir den niedrigsten Punkt unserer Fahrt (2573 m). Ashok tankte seinen Wagen auf, dann folgten wir dem Chandra flussauf, durchs „Erbsen- und Kartoffelland“ bis unterhalb des Rohtang Passes. Über den Pass nach Süden würde man Manali in Kullu erreichen, wir folgten jedoch dem Chandra weiter nach Osten. Steile, fast senkrechte grüne Hänge, mit Felsen und Wacholderbüschen durchsetzt, säumten das Tal. Kleine weiße Punkte bewegten sich in den Hängen. Kaum zu glauben, aber da weideten Hirten ihre Schafherden. Die ganze Gegend erinnerte mich an die Südkarpaten, mit dem Unterschied, dass hier die Berge bis 4500 Meter höher waren. In Chhatru, einer kleinen Bergsiedlung im Tal des Chandra Flusses, aßen wir zu Mittag. Der Chandra ist hier eine einzige gewaltige Stromschnelle. Meterhohe Wellen donnerten über die Felsen, wie in einem kochenden Milchtopf sah das grauweiße Gletscherwasser aus, man konnte kaum sein eigenes Wort verstehen. Der indische Staat plant hier ein Wasserkraftwerk mit einer Leistung von 108 MW zu errichten – das sogenannte Chhatru Hydro Electric Project.

Müde Fahrer, eine zornvolle Göttin und verschollen seit 39 Jahren

Wir hielten uns in Chhatru nicht lang auf, würden ja am Ende unserer Spiti-Tour hierher zurückkehren. Denn von Chhatru startet die Wanderung über den Hamta-Pass nach Manali. Den Trek wollten wir machen, sozusagen als Ersatz für die gescheiterte Tour vom Baralacha La zum Chandra Tal (Mondsee).

Kurz hinter Chhatru stand ein Auto mitten im Geröll, unter dem Fahrzeug breitete sich eine schwarze Flüssigkeit aus. Ein paar Leute standen mit ratlosen Gesichtern daneben. Ein paar andere, Touristen, hatten sich dick verummmt hinter einen großen Felsblock gestellt, um sich vor dem nasskalten Wind zu schützen. Wir hielten. Die Touristen kamen aus der Schweiz und wollten in Spiti auf ein paar Berge kraxeln. Ihr Urlaub hatte gerade begonnen – und das nicht sonderlich glücklich. Ihr Wagen war von der Straße abgekommen und hatte sich die Ölwanne aufgerissen. Wir nahmen die drei Schweizer ein Stück mit. Der nächste Ort nannte sich Batal, dort gab es eine Dhaba (Gasthaus mit einheimischer Küche), wo wir sie absetzen konnten. Ihr Fahrer kümmerte sich in der Zwischenzeit um ein Ersatzfahrzeug aus Manali.

Nun wurde es eng, wie die Ölsardinen schaukelten wir das Chandra-Tal hinauf nach Batal. Es interessierte mich brennend, wie es zu dem Unfall kam. „Wir vermuten, der Fahrer ist eingeschlafen“, meinte einer der Schweizer. Tenzin glaubte das nicht. Er hielt es für wahrscheinlicher, dass der Fahrer einfach die Kontrolle über seinen Wagen verloren hatte. Bei Geländewagen und schlechten Straßenverhältnissen könne das schon mal vorkommen, wenn die Lenkung nicht das tut, was man von ihr erwartet. Wie dem auch sei, die drei hatten Glück im Unglück. Wäre ihnen das Malheur an einem Steilhang passiert, hätten sie jetzt im Chandra gelegen.

Hinter dem Ort führt eine Brücke über den Chandra und dann ging es in unzähligen Serpentinaen hinauf zum Kunzum Pass (4551 m), wir waren in Spiti. Das Heiligtum auf der Passhöhe ist Kunzum Lhamo (tibet. Palden Lhamo) gewidmet, dem buddhistischen

Pendant zur Hindu-Göttin Kali oder Durga. Kein Fahrer überquert den Kunzum La, ohne an ihrem Heiligtum anzuhalten und eine Gabe zu hinterlassen (meist Gebetsfähnchen) und um Schutz für die weitere Fahrt zu bitten. Mit Erfolg, denn bis heute ist auf der Strecke noch nie ein Unfall passiert, erfuhren wir von Tenzin. Pläne, hier ein Kloster zu errichten, wurden durch ein Unwetter vereitelt. Seitdem glauben die Menschen, Kunzum Lhamo wolle keine Mauern um sich haben – und so ist das Heiligtum offen und für jedermann zugänglich geblieben. Allerdings wird Kunzum Lhamo im Schrein seit einiger Zeit mit einem Gitter geschützt, denn Diebe hatten sie 2007 gestohlen. Aber natürlich lässt sich Kunzum Lhamo nicht einfach von „ihrem“ Pass entfernen, die Diebe wurden mit Beute schnell gefasst.

Unterhalb des Passes im Spital war Schluss für heute. Im Hirtencamp Takche bauten wir unsere Zelte auf mit Blick auf die Berge CB 13 (6264 m) und CB 14 (6078 m) des Chandra-Bhaga-Massivs. Abends beim Essen erzählte uns Tenzin eine Geschichte, die sich in Nähe der Gebirgskette abgespielt hatte. Im Juli 2003 entdeckte eine Gruppe Bergsteiger am Fuße des Südlichen-Dakka-Gletschers unterhalb von CB 13 Trümmerteile eines Flugzeugs sowie menschliche Leichenteile. Die Entdeckung brachte Klärung in ein Unglück, das sich bereits 1968 ereignete: Am 7. Februar 1968 war eine Maschine des Typs AN-12 der indischen Luftwaffe bei schlechtem Wetter in der Region unterwegs – und seitdem spurlos verschwunden. Sie zerschellte am Gipfel des CB 13 und lag seitdem im Eis des SüdlichenDakka-Gletschers begraben. Erst im August 2007 barg ein Suchtrupp der indischen Armee Wrackteile sowie zwei tote Soldaten, 39 Jahre nach dem Unglück.

Fotografische Meisterleistung und Kulturschätze der Menschheit

Wir liefen am nächsten Morgen schon mal ein Stück die Straße entlang, bis wir von unserem Jeepfahrer aufgegebelt wurden. Kurz vor Losar, dem ersten Dorf im Spital, liegt rechter Hand ein Naturschutzgebiet. An einem Hang wuchsen Heilkräuter, die in der Region von den Amchis (tibetischen Ärzten) genutzt werden. In Losar mussten wir uns wieder registrieren lassen. Dann wartete das erste Spiti-Kloster auf unseren Besuch – die Ki-Gompa. Das Gelbmützen-Kloster aus dem 16. Jh. ist das größte in Spiti. (in einigen Dokumenten heißt es, dass es bereits im 10. Jh. von Rinchen Zangpo gegründet wurde) Es liegt auf einem Hügel über dem Spiti-Fluss. Das Kloster wurde im Lauf der Geschichte durch Kriege (3-mal im 17. Jh.) sowie Naturereignisse (Brände, Erdbeben) mehrmals zerstört.

Oberhaupt des Klosters ist der aus dem Dorf Nako in Kinnaur stammende Lo Chien Tulk. Er gilt als Inkarnation des Übersetzers Rinchen Zangpo. Das Kloster erinnerte mich ein wenig an das Kloster Chemre bei Sakti auf unserer Tour zum Pangong Tso.

Ashok fuhr uns bis zum Klostereingang, was zwar bequem war, aber nicht gerade fotofreundlich. Ich wäre am liebsten ein wenig um den Klosterhügel herumgestiefelt. Doch für solche Extrawürste hatten wir nicht genug Zeit. Ein Freund Tenzins arbeitete hier im Kloster als Lehrer für Sanskrit, ihn wollte er besuchen. Außerdem bedrücken Tenzin momentan die Sorgen um seine Mutter. Sie lag im Krankenhaus, es wurde Blasenkrebs diagnostiziert. Und um ihr auch spirituellen Beistand zu geben, spendete er 500 Rupien für eine Puja im Kloster.

Währenddessen wurden wir von einem Mönch auf einen Tee in die Klosterküche eingeladen. Wir waren nicht die einzigen Touristen. Ein Pärchen, der Sprache nach wohl aus dem skandinavischen Raum, folgte uns in die Küche. Was dann kam, kann man

getrost in die Rubrik „Vorsicht Touristen“ ablegen. Der Mönch kam freundlich auf beide zu, in den Händen hielt er das Tablett mit den zwei Gläser Tee für das Pärchen. Der Typ packte die Gelegenheit beim Schopf, holte seine kleine Digi-Knipse raus – und blitzte dem „wehrlosen“ Mann mitten ins Gesicht. Den Blick werde ich nie vergessen: eine Mischung aus Ärger, Verachtung und Trauer. Schade, dass wir uns an einem heiligen Ort befanden und somit keinen Streit vom Zaum brechen konnten. Gerne hätten wir denen Anstand beigebracht.

Nicht weit von Ki entfernt liegt Kaza, der Hauptort von Spiti. Für uns Mittagsrast und für Rinchen eine weitere Möglichkeit, Proviant aufzufüllen. Auch hier kannte unser Koch Hinz und Kunz. In einem kleinen Restaurant gab's unser Standardgericht Reis mit Gemüse. Für Tenzin, Rinchen und Ashok noch Chilischoten zum Nachtsch. Eine nach der anderen verschwand in ihren Mündern, keine Mine wurde dabei verzogen. Sie aßen die scharfen Dinger wie „harmlose“ Karotten oder Kartoffeln, was mich zugleich entsetzte und faszinierte. Im Ort selbst machen sich Gästehäuser und Hotels breit, wie Pilze schießen die neuen Bauten aus dem Boden.

Der Weg zum zweiten Spiti-Kloster führte hoch hinaus. Auf einer abenteuerlichen Piste, die sich über dem Lingti-Fluss, einem Nebenfluss des Spiti-Flusses, entlang wandte, gelangten wir zur kleinen Lhalung-Gompa. Tenzin suchte im Dorf den Schlüsselhalter. Von außen war der Bau unscheinbar. Doch im Inneren erwartete uns ein Kunstwerk von Weltrang. Das Kloster wurde im 11. Jh. gegründet, zur Zeit des Übersetzers Lotsawa Rinchen Zangpo. Es ist somit eines der Ältesten in Spiti. Der Legende nach wurden 108 Klöster in einer Nacht gebaut. Herausragend im wahrsten Sinne des Wortes sind die in die Wände gemeißelten Buddha-Figuren und buddhistischen Symbole. Da zu dieser Zeit Kaschmir Hochburg des Buddhismus war, wurden die Klöster von Handwerkern und Künstlern aus dieser Region ausgemalt, was deutlich an den kaschmirischen Zügen der Figuren zu erkennen ist.

Noch abenteuerlicher als zuvor ging es auf einer „Nebenstraße“ den Hang entlang weiter nach Dankhar. Manchmal hatte ich beim Blick durchs Autofenster das Gefühl, das wir schon mit einem Rad über dem Abgrund schwebten. Ich entschied mich, erst einmal nicht weiter aus dem Fenster zu schauen. Hoch über dem Spiti-Fluss erheben sich die Ruinen der Festung Dankhar aus dem 16. Jh. Beim Betreten der alten Mauern sieht man zu beiden Seiten gleich die Verliese, dunkle Löcher im Fels. Bei Gefahr bot die Festung den Dorfbewohnern aber auch Schutz. Das alte Kloster von Dankhar („Felsenpalast“), auch Dhankhar Lauot Gompa genannt, liegt auf einem Berghang in 3890 m Höhe. Es gehört wie die meisten Klöster in Spiti zum Gelbmützenorden (Gelugpa) und beherbergt heute etwa 150 Mönche.

Der Legende nach wurde Dhankhar als erstes Kloster in Spiti gebaut – und es würde das Letzte sein, was noch steht, wenn der Rest bereits verfallen ist. Dankhar ist die alte Hauptstadt Spitis – dem „Mittelland“, was Spiti übersetzt bedeutet. Andere Quellen verweisen auf den Namen Sa Piti, dem Land (Sa) des Piti-Flusses.

Spitis Mysterien

Unten im Spiti-Tal bezogen wir im Dorf Shichling am Flussufer unser Zeltquartier. Morgen sollte es zu den Mysterien Spitis gehen – zur Mönchsmumie in Gue (auch Giu oder Ghuen) und ins Kloster Tabo. Die Tour war als Tagesausflug geplant, sodass wir unsere Zelte stehen lassen konnten, Rinchen blieb hier in Shichling.

Zu viert fuhren wir am nächsten Morgen über Tabo nach Gue. Das Bergdorf Gue liegt in einem Seitental etwa 32 km östlich von Tabo unmittelbar an der Grenze zu Tibet. Hier soll sie also sein, die Mumie eines buddhistischen Mönchs des Klosters Tabo, der sich vor rund 500 Jahren in Meditation selbst mumifiziert hat, vermutlich um ein Übel (Dürre) vom Tal und von seinen Bewohnern abzuwenden. Einheiten der indisch-tibetischen Grenzpolizei fanden die Mumie bei Erdarbeiten. Wobei den Bewohnern des Dorfes die Existenz der Mumie nach einem Erdbeben schon seit Mitte der 1970er Jahre bekannt gewesen sein soll. In einem kleinen Schrein kann man den gekrümmt sitzenden Mönch heute in der dhayana asana – Meditationssitzhaltung sehen. Mehrere Hundert Jahre alt soll die Mumie also sein, was neuere wissenschaftliche Untersuchungen auch bestätigt haben.

Einer Legende nach handelt es sich um den Mönch Sangha Tenzin, der vor 600 Jahren das Dorf vor Skorpionen bewahrte, in dem er in tiefe Meditation verfiel. Als seine Seele den Körper verließ, erschien ein Regenbogen am Horizont und die Skorpione verschwanden.

Vor uns erschien ein Beamter der Grenzpolizei. Und das Erste, was er sehen wollte, war unser Inner Line Permit. Was er zu sehen bekam, war Tenzins erstauntes Gesicht. Inner Line Permit? Tenzin war felsenfest überzeugt gewesen, dass wir so was nur gebraucht hätten, wenn wir aus Richtung Kinnaur nach Spiti gekommen wären. Doch der Polizist war offensichtlich anderer Meinung. „Oh, I didn't know...“, Tenzin setzte seine schuldbewusste Mine auf, und unser Gegenüber hatte ein Einsehen. Wir durften zur Mumie. In einem kleinen weiß gekalkten Häuschen hockte sie hinter einer Glasscheibe. Davor knieten ein paar Einheimische und beteten, mit einer Kora um den Schrein beendeten sie ihre Zeremonie, dann durften wir schauen. Um den Körper des Mannes hingen Katak (Glücksschals). Seine Haut schien noch weitestgehend intakt zu sein. Und er hatte wie ich noch ein paar Haare auf dem Kopf. Angeblich, so weiß Tenzin zu berichten, wachsen die Haare des Mumifizierten nach wie vor – und müssen ab und an geschnitten werden.

Es wird angenommen, dass der Mönch aufgrund des kalten und trockenen Klimas in den Bergen nicht verwest. Außerdem ist bei einer Untersuchung herausgekommen, dass seine letzte Nahrung aus trockenen Körnern und Hülsenfrüchten bestand, sodass seinem Körper auch über die Nahrung keine Feuchtigkeit mehr zugeführt wurde. Anscheinend hat er sich auf seine Mumifizierung vorbereitet – darauf weist auch der um Knie und Nacken gebundene Katak hin, meinte Tenzin.

Auch wir liefen zum Abschluss noch mal brav im Uhrzeigersinn um den Schrein. Immerhin hatte der Dalai Lama Gue als einen Ort mit starker spiritueller Kraft bezeichnet – und dem sollte man schon Respekt zollen. Unser nächstes Ziel war das Kloster des Mumien-Lamas – Tabo.

Im 10. Jh. (996) gründete Rinchen Zangpo im damaligen Königreich Guge (Westt Tibet) das Kloster Tabo im Spiti-Tal auf 3050 m Höhe. Ebenso wie Lhalung und Alchi in Ladakh besitzt auch Tabo wertvolle Buddha-Skulpturen aus Stuck und Malereien im Kaschmir-Stil. Da die Skulpturen und Malereien Tabos ein Bindeglied zwischen den Buddhafiguren und Darstellungen in den Höhlen von Ajanta und den späteren tantrischen Kunstwerken in Tibet darstellen, wird Tabo auch „Ajanta des Himalaja“ genannt. Der 14. Dalai Lama soll sich das Kloster für seinen Ruhestand ausgewählt haben, sagt man.

Die ganze Anlage erinnert an eine jemenitische Wüstenstadt, fand Helga. Doch wie auch immer, im Moment war Mittag, und keiner aufzutreiben, der uns die kulturellen Kostbarkeiten zeigen konnte. Tenzin ärgerte das mächtig, doch er schaffte es, die Putzfrau zu überreden uns die Tempeltüren zu öffnen. So staunten wir über einen vierarmigen Vairocana, Maitreya, Bodhisattvas und andere Gottheiten, alle mit Namen versehen.

Malereien an den Wänden rundeten die Kunstfertigkeit der alten Meister ab. Neun Tempel und 23 Stupas befinden sich hinter der hohen Lehmmauer der Klosteranlage.

Von soviel Kultur und Historie hungrig geworden, fuhren wir zurück nach Shichling, wo Rinchen bereits mit dem Essen wartete. Frisch gestärkt brachen wir zu unserem letzten Spiti-Kloster auf – dem Ugyen Sanag Choling Kloster (das neue Kungri-Kloster) beim Dorf Guling im Pin-Valley.

Das gesamte Tal des Pin-Flusses wurde bereits am 9. Januar 1987 zum Nationalpark erklärt. Die Vegetation ist hier üppiger als im Spiti-Tal, da der Süd-Nord-Verlauf des Tals den von Süden kommenden Regenwolken keinerlei Hindernisse in den Weg stellt. Das Pin-Valley bekommt so vergleichsweise viel Niederschlag ab. Die Menschen sind bekannt für die Zucht einer Pferderasse, die den Islandponys ähnelt. Das Kloster aus dem 14. Jh. gehört zur Nyingmapa-Schule, der Ältesten, wie Tak Thog in Ladakh. Im Kloster wurden gerade Vorbereitungen zu einer dreitägigen Vollmond-Puja getroffen.

Buzhen genannte Mönche praktizieren hier einen Schwerttanz, so dürfte das Kloster vermutlich der einzige Ort sein, an dem Buddhisten Waffen benutzen. Außerdem soll hier noch das Ritual des Stein-Brechens ausgeübt werden. So sollen Dämonen in Steinen Zuflucht suchen und von dort allerlei Unheil über die Menschen bringen. Um diese Dämonen zu bezwingen, muss man sie, notfalls mit Gewalt, zwingen, den Stein zu verlassen. Nach einer Vielzahl von Gebeten, Bitten und Opfern wird der Stein von einem Mönch mithilfe eines zweiten, magischen Steins zerschmettert und der Dämon verjagt. Leider blieb dieses Schauspiel für uns verborgen, aber das wäre ein Grund wieder zu kommen.

Doch noch zum Mondsee

In Shego kurz vor Kaza übernachteten wir, morgen würden wir Abschied nehmen von Spiti, doch nicht ohne ein letztes Highlight gesehen zu haben – den Chandra Tal oder Mondsee.

Die Straße zum Chandra Tal zweigt auf halber Höhe hinter dem Kunzum Pass nach rechts (Norden) ab. In Losar hatten Tenzin, Rinchen und Ashok Gebetsfähnchen gekauft, die sie am Lhamo-Schrein auf dem Pass befestigten. Nun konnte nichts mehr schief gehen. Die Straße zum See war heftig. Vor lauter Staub konnte man manchmal nicht die Hand vor Augen sehen. Ich hoffte, dass uns keiner entgegen kam, dann hätten wir wohl fliegen müssen. Eine Gruppe Wanderer mit Pferden hatte die gleiche Richtung. Es waren englische Jugendliche, von denen einige nicht mehr wirklich fit aussahen. Vermutlich hatten da die Höhe und die Hitze das Ihrige mit beigetragen.

Nach einer reichlichen Stunde Fahrt hörte die Straße nach einer letzten Steigung auf. Den Rest mussten wir laufen. „Früher konnte man bis zum See fahren“, erzählte Tenzin. Doch die Touristen, meist wohlhabende Inder, reisten mit ihrem halben Hausrat an, von dem sie wiederum die Hälfte am See liegen ließen. Am Ufer sammelte sich daher immer mehr Müll. Seitdem man nun die letzten 20 Minuten zu Fuß zurücklegen muss, hatte sich das Müllproblem deutlich verringert.

Am See flatterten Gebetsfähnchen. Doch auch für Hindus ist der See eine wichtige Pilgerstätte. Der Legende nach soll hier der Göttersohn Yudhisthira mit Gott Indra's Streitwagen in den Himmel gefahren sein. Über den Horizont lugten die 6000er der ChandraBhaga-Kette. Die Hirten hatten ein Imbisszelt errichtet, es gab Tee, Limo, Kekse u. a. Wir hatten unser Lunchpaket, hockten uns ans Ufer und schauten den grünlichblauen

Wellen zu, die sich im Wind auf uns zu bewegten. Leider konnten wir nicht lang bleiben, die Zeit drängte, mussten wir doch heute noch zurück bis Chhatru.

Das auf der Hinfahrt wolkenverhangene Chandra-Tal zeigte sich nun von seiner sonnigen Seite. Wild toste der Fluss unter uns dahin, am jenseitigen Ufer erhoben sich die Berge mit dem mächtigen Bara Shigri Gletscher. Die Nebenflüsse des Chandra, die sich von den Berghängen stürzten, führten bereits wieder Hochwasser aufgrund der Schneeschmelze. An manchen Stellen überfluteten sie die Straße, was ganz besonders Motorradfahrer begeisterte, nasse Füße waren vorprogrammiert.

Gegen 17 Uhr erreichten wir Chhatru. Hier würden wir übernachten. Irgendwie gefiel mir der Ort nicht, ich wurde das Gefühl nicht los, von allen, die da herumhingen, angestiert zu werden. Wir bauten unser Zelt hinter einem der Restaurantzelte auf und gingen dann runter zum Fluss, um dem Toben der Wassermassen zuzuschauen und Fotos zu machen. Am Straßenrand arbeiteten Steineklopfer bis Sonnenuntergang. Mit einem Hammer zerkleinerten sie Felsbrocken in faustgroße Steine, die dann im Straßenbau eingesetzt wurden. Tenzin erzählte uns, dass auch viele Einheimische im Straßenbau tätig sind. Denn dadurch erwerben sie sich Anspruch auf eine kleine staatliche Rente.

Tenzin hoffte, dass heute Abend noch die Männer mit den Pferden kommen, die uns auf der Wanderung über den Hamta-Pass begleiten sollten. Die Wanderung startet hier in Chhatru und endet nach 3 Tagen in Manali, auf der anderen Seite der Bergkette. Tenzin selbst würde uns nicht begleiten, er wollte noch am Abend mit Ashok nach Manali fahren, um seine Mutter im Krankenhaus zu besuchen. Rinchen würde nun nicht nur unser Koch sein, sondern auch unser Wanderführer. Gegen 19 Uhr trudelten zwei Männer mit drei Pferden – zwei Schimmel und ein Rappe – ein, es war unser Team. Der jüngere der beiden Männer hatte den unaussprechlichen Namen Hrdlal, der Ältere stand ihm in nichts nach, er hieß Brdlal. Zwar hätte ein Horseman für die Tour genügt, doch Brdlal war neu im Geschäft und wollte die Strecke kennenlernen, da er anschließend eine Gruppe allein über den Pass begleiten sollte. Wir verabschiedeten uns von Tenzin, er wollte uns in drei Tagen am Endpunkt der Wanderung wieder abholen.

Über den Räuber-Pass

Traurige Berühmtheit erlangte der Weg über den Pass im Juli 2000, als zwei Wanderer aus Deutschland von 6 Räufern überfallen wurden. Einer der beiden wurde getötet, der andere konnte sich schwer verletzt in Sicherheit bringen. Zwar wurden die Banditen gefasst, trotzdem beschlich mich ein ungutes Gefühl, als wir am Morgen das Tal in Richtung HamtaPass hinaufstapften. Die ersten Meter folgten wir dem Chandra-Fluss stromaufwärts. Ein Schneefeld reichte bis hinunter an die Stromschnellen des Chandra. So recht geheuer war mir die Sache nicht, einmal ausrutschen und ich würde statt wandern raften. Doch irgendwie mogelte ich mich rüber, Helga hatte da weniger Probleme und Rinchen latschte drüber als wäre er auf dem Main Bazar von Leh Proviant einkaufen.

Hinter dem Schneefeld ging es auf einer kleinen Holzbrücke über einen Bergbach, der von rechts den Hang herunterrauschte. Dann begann der Anstieg. Nicht sehr steil, doch stetig folgten wir dem Pfad bergauf. Auch auf der anderen Seite des Baches führte ein Pfad nach oben, der aber vorwiegend von Hirten benutzt wurde. Hinter uns leuchteten die Gletscher der Chandrabhaga-Kette im Sonnenlicht. Vorbei an Hirtencamps, einfache Felsüberhänge mit Zeltplanen abgedeckt, gewannen wir Meter um Meter an Höhe. Schafs- und

Ziegendreck zierte den Pfad, auf einem Felsen lagen Fleischstücken rum, Fliegen schwirrten auf, als wir vorbeigingen. Ob das Opfertiere waren?

Die Hirten, hier Gaddis genannt, erinnerten mich an die Schafhirten der Karpaten. Nicht nur ihr Aussehen ähnelte, auch ihre Kleidung, die Lebensweise, die Unterstände. Nur die Hunde schienen hier keinen so großen Appetit auf Wanderer zu haben. Vielleicht gibt es ja in der Tat verwandtschaftliche Verknüpfungen, wer weiß?

Noch öfters querten wir die Schaf- und Ziegenherden, bis wir unser Tagesziel erreichten. Das Hirtencamp Shea Gharu unterhalb des Hamta-Passes heißt übersetzt „Kalter Ort“ aufgrund seiner Nähe zu den Gletschern der umliegenden 5- und 6000er. Wir hatten nur 4 Stunden für den Aufstieg gebraucht, weiterzugehen machte aber keinen Sinn, denn vor und nach dem Pass gab es erst mal keinen Platz mehr zum Übernachten. Überall blühten kleine gelbe Blumen, Dunstschleier umhüllten die umliegenden Berge, und über den Pass krochen dicke weiße Wolken hinunter ins Hochtal. Auf der gegenüberliegenden Flussseite reihte sich ein Zelt ans andere. Eine Bergsteigerschule, wie uns Rinchen erzählte.

Wir entschieden uns, auf dieser Seite des Baches zu campen. Neben einem Hirtenlager bauten wir unsere Zelte auf. Die Hunde begrüßten uns, in der Hoffnung etwas aus unserem Lunchpaket zu ergattern, wurden wir regelrecht belagert. Helga hatte Mitleid mit den Vierbeinern und opferte ab und zu was von ihrem Mittagessen, immer wenn Rinchen gerade wegschaute. Und sie ärgerte sich über das Verhalten der Hunde, statt brüderlich zu teilen, ergaunerte sich der Stärkste meist den Hauptteil ihrer Chapatis.

Mittlerweile waren die Pferde da, auch das Küchenzelt stand. Wir bekamen heiße Zitrone, hier Sques genannt, und die Hirten waren nun Rinchens Gäste und nahmen mit im Zelt Platz. Das Wetter war wechselhaft und kühl und machte dem Namen des Ortes alle Ehre, immer wieder zogen Monsunwolken über den Pass und Regenschauer gingen auf uns nieder. So zogen wir es vor, uns in unsere Schlafsäcke zurückzuziehen, morgen würden wir den Pass in Angriff nehmen.

Hässlicher Nieselregen begleitete uns am nächsten Morgen hinauf zum Hamta-Pass (4270 m). Über Restschneefelder und Geröll ging es steil bergauf. Die viel beschriebene Aussicht auf die umliegenden 6000er Indrasan (6221 m) und Deo Tibba (6001 m) blieb uns verborgen. Dafür war der Kontrast zwischen dem Chandra- und dem Hamta-Tal umso größer. Vor uns leuchteten die Berghänge in einem satten frischen Grün (Bergwälder konnte ich erkennen), hinter uns das Tal wirkte dagegen wie eine Steinwüste.

Über zum Teil recht ausgedehnte Schneefelder ging es abwärts, Rinchen lief vorneweg, wir stolperten hinterher. Das Queren des Hamta-Bachs gestaltete sich als kinderleicht, bildete der Schnee doch regelrecht Brücken über den Bach. Der Schnee wurde weniger und Almwiesen mit Blumen in allen Farben bestimmten nun das Landschaftsbild. Helga entdeckte ihn zuerst – auf einem Felsen über einem kleinen Bergsee leuchteten zwei himmelblaue Blüten des Himalaja-Mohns, einer seltenen zu den Scheinmohnarten gehörenden Bergblume, die hier in der Himalajaregion beheimatet ist. Fast eine halbe Stunde verbrachten wir damit, das Blümchen ins rechte Licht zu setzen. Rinchen beobachtete unser Treiben aus der Ferne. Ob er es auch verstand, dass Touris wegen einer Blume so einen Aufwand betrieben, war mir nicht so klar. Auf unserem Weg nach unten blühte der Mohn fast in jeder zweiten Felsspalte, nicht immer blau manchmal auch schon ins Pinkfarbene abdriftend.

Wir erreichten Bhalu ka Dera (3700 m) nach knapp 4 Stunden, den ersten Platz zum Zelten. Dort könne man mit etwas Glück Himalaja-Bären sehen, hatte ich gelesen. Doch zu sehen bekamen wir nur Papierfetzen, Essensreste und Blechbüchsen. Wir entschlossen uns, weiter abzusteiigen. Laut Rinchen würde in einer knappen Stunde noch ein Platz

kommen, wo wir übernachten können. Der Platz nennt sich Juara und war deutlich schöner als der Obere. Wir hatten die Waldgrenze erreicht. Nebel hing in den Baumwipfeln, die sich wie Akrobaten an die steilen Felswände klammerten. In seidenen Fäden rauschten Bäche die Wände herunter. Und aus den Schluchten krochen immer wieder Monsunwolken herauf, hüllten uns zeitweise komplett ein, um sich im nächsten Augenblick wieder zu verziehen und den Sonnenstrahlen den Weg nach unten öffneten. Ich fühlte mich wie in einem Regenwald Südamerikas.

Als wir unser Zelt aufgebaut hatten, zogen wir zu einer Erkundungstour in Richtung Schlucht. Dort sollte es morgen weiter gehen. Doch unser Weg wurde abrupt gestoppt von einem reißenden tosenden Wildbach. Dieser donnerte vom Bergrücken herunter, um sich am Anfang der Schlucht mit dem Hamta-Bach zu vereinen. Wie Tiger im Käfig liefen wir, oder besser kraxelten wir, über Felsbrocken, am Ufer auf und ab, um einen guten Übergang zu finden. Außer schäumender Gischt war jedoch nichts auszumachen. Erst ein ganzes Stück bergauf sahen wir am gegenüberliegenden Hang einen Steinmann. Das musste der Übergang sein. Was mir nicht so recht einleuchten wollte. Zurück am Lager meinte Rinchen, dass es morgen früh einfacher sei, den Bach zu durchwaten, denn dann führt er weniger Wasser als am Nachmittag. Trotzdem hatte ich eine unruhige Nacht.

Früh brachen wir auf. In der Tat stellte die Flussquerung kein Problem dar, das Wasser reichte uns maximal bis zu den Knien. Helga zog sich andere Schuhe an, ich lief mit meinen Wanderschuhen durchs Wasser, es war eh nass, neblig und regnete oft. Rinchen und die Pferde hatten uns bald eingeholt. Das letzte Stück des Weges führte über Bergweiden. Kühe glotzten uns neugierig aus dem Dunst entgegen. Über den Fluss waren jetzt provisorische Brücken gelegt, die das nächste Hochwasser sicher ins Nirwana befördern würde. Die Bäume wurden größer, der Weg matschiger. Die Kühe wurden von Wasserbüffeln abgelöst, die mit himmelwärts gestrecktem Haupt auf uns zutraben. Nach reichlich 3 Stunden erreichten wir die Baustelle für einen Staudamm des Allain Duhangan Hydro Electric Project (ADHP). Unsere Wanderung war zu Ende. Der Staudamm soll das Wasser des Hamta-Flusses sammeln, um das Kraftwerk in Prini, südlich von Manali zu speisen. Tenzin und Ashok erwarteten uns. Wir verabschiedeten uns von Hrdlal und Brdlal und über das nur im Sommer bewohnte Sethan, ein Kampa-Dorf und Tezins Geburtsort, fuhren wir nach Manali.

Funky Manali, Dharamsala im Regen

Den Ort selbst finde ich nicht wirklich lohnend. Tenzin brachte uns ins „Veer Guesthouse“ im Stadtteil Old-Manali, dort war es dann auch Zeit Abschied zuzunehmen von Rinchen, unserem Chefkoch, Trekking-Guide und Himalaja-Kenner. Er würde heute seine Familie in Manali besuchen und bald zu seinem nächsten Trekking-Job aufbrechen. Erst im Winter würde etwas Ruhe in seinen Alltag einkehren. Auch Tenzin hatte viel zu tun, doch auf ein Bierchen am Abend hatte er noch Zeit. Ashok würde uns morgen nach Dharamsala fahren, was für ihn nicht schlecht war, stammte er doch aus dem Ort am Fuße der Dhauladhar-Kette.

Im „Funky Restaurant“ genehmigten wir uns ein „Kobra-Bier“. Über den Tischen hingen mit Wasser gefüllte Plastikbeutel, in denen ein Kunststofffisch schwamm. Wir gehörten offensichtlich nicht zu den hier üblichen Gästen. Die Joints an den Nachbartischen überboten sich gegenseitig an Größe. Auch unter den Pseudoerleuchteten gab es Genießer und Prolls. Einer zelebrierte das Anfertigen seines Joints bis ins Detail, andere stopften

sich das Zeug schnell zwischen die Lippen, auf das es bald leierte, und der Plastikfisch im Beutel zum Leben erweckt würde.

Die letzten Urlaubstage wollten wir in Dharamsala verbringen. Ashok wartete am nächsten Tag schon kurz vor acht mit seinem Auto vor unserem Gästehaus. Wir packten unsere sieben Sachen rein und los ging's, das Kullu-Tal hinab. Das sogenannte Hügelland machte auf mich immer noch einen sehr bergigen Eindruck. Lediglich die Vegetation hatte sich gewandelt. Anstelle der Nadelbäume traten nun Palmen, Orangen und Bananenbäume. Affenhorden saßen neugierig am Straßenrand. Ab Mandi fuhren wir wieder bergauf. Tee- und Reisfelder säumten die Straße, die sich in unzähligen Kurven und Serpentinaen durch die Landschaft wand. Immer wieder gingen sintflutartige Regengüsse nieder. Tenzin hatte uns noch gewarnt, Dharamsala sei die Region mit den höchsten Niederschlägen während des Monsuns.

Endlich, nach 8 ½ Stunden, waren wir am Ziel. Der Stadtteil McLeod Ganj (auch Oberdharamsala genannt, 1700 – 1900 m) liegt an den Ausläufern des Dhauladhar-Gebirges. Er ist Exilheimat des 14. Dalai Lama und vieler aus ihrer Heimat geflüchteter Tibeter. Auf den engen Gassen herrschte ein Chaos fast wie in Delhis Innenstadt. Händler, Mönche und Touristen zwischen hupenden Taxen und Motorrädern nervten gewaltig. Zuerst einmal mussten wir uns um eine Bleibe kümmern. Helga konnte sich an das „Green Hotel“, eine Empfehlung des Lonely Planet, erinnern. Das war eine Fehlannonce. Für 350 Rupien wollte uns der Typ eine dunkle Wohnhöhle mit einem Minimum an kaputten zerschlagenen Möbeln anbieten. Der Raum stank zudem schlicht nach Pisse. Wir verließen uns besser auf unser eigenes Urteilsvermögen und fanden schließlich im Kunga Guesthouse eine recht passable Unterkunft für 400 Rupien mit sehr empfehlenswertem Restaurant (mit italienischer Küche).

Trotz eines Straßenreinigungskonzeptes ist Dharamsala eine dreckige Stadt, fand ich. In der Gosse lagen vergammeltes Obst und Gemüse, Bauschutt und Haushaltsmüll durcheinander. Unser erster Besuch galt dem Sitz des 14. Dalai Lama. Nachdem ich mein Taschenmesser zur Sicherheitsverwahrung abgegeben hatte, durften wir passieren. Der Tsuglakhang Tempelkomplex besteht aus der Residenz des 14. Dalai Lama, dem Namgyal Kloster, dem Tsuglakhang oder Dalai Lama Tempel, wo der Dalai Lama seine öffentlichen Ansprachen hält, und dem Kalachakra Tempel. Die Anlage wurde in den 1970ern errichtet. Der Haupttempel besitzt eine vergoldete Statue von Buddha Sakyamuni, neben Statuen von Avalokiteshvara und Padmasambhava. Außerdem hat das Kloster eine große Sammlung buddhistischer Texte – Kangyurs. Vor dem Tempel zelebrierten Mönche und Nonnen Niederwerfungen, die auf mich wie eine Art Morgengymnastik wirkten und es sicher auch neben dem spirituellen Aspekt waren.

Unsere Ausflüge in und um Dharamsala richteten sich nach den täglichen Monsunregenfällen, die meist gegen Mittag einsetzten und dann bis zu vier Stunden jegliche Aktivität vermiest.

Der Bhagsu-Wasserfall ist ein beliebter Ausflugsort indischer Touristen. Besonders beliebt waren Gruppenfotos mit Ausländern. So oft standen wir noch nie vor blitzenden Digitalkameras, und ich bin gespannt, ob ich mich mal irgendwo in den Weiten des Internets wieder finden würde.

Andere Ausflugsziele sind der Dall-See und der Triund-Sattel. Letzteren erreichten wir nicht, denn auf halbem Weg zogen dichte Monsunwolken auf – und im Regen dort oben herum zu irren hatte ich keine Lust. Wir beließen es bei einem Mangosaft im „ältesten Tea-Shop von 1984“ und stiegen hinunter nach McLeod Ganj.

Zu Besuch beim Karmapa

Bevor es zurück nach Delhi ging, wollten wir noch das Gyuto-Kloster⁴ in Sidhbari, 40 Autominuten von Dharamsala entfernt besuchen. Das Kloster ist nicht nur Sitz eines Mönchs, der Anspruch auf den Titel des 17. Gyalwa Karmapa erhebt. Hier lebt auch seit Herbst 2007 der kleine Tsering Dorje (10 Jahre), Tsetans Sohn aus Gongma/Zanskar. Ihn wollten wir besuchen und ihm von seinem Vater Tsetan und seinen Onkeln Lama Tsewang und Lama Tsepal Grüße ausrichten.

Da unser Bus nach Delhi am Abend vom Busbahnhof im Hauptort abfuhr, hatten wir McLeod Ganj verlassen und uns in einem etwas runtergekommenen Hotel namens Padmini einquartiert. Das Etablissement wurde von einem ausgesprochenen Abzocker betrieben. Auf unsere Frage, ob wir unsere Rucksäcke am nächsten Tag für ein paar Stunden hier noch abstellen durften, wollte der Typ doch tatsächlich noch 200 Rupien haben, was der Hälfte eines Zimmerpreises entsprach.

Wir schnappten unsere Krempel und liefen zum Taxistand, um uns ein Taxi zu mieten, das zum Gyuto-Kloster fahren würde. Dort wollten wir dann 2 bis 3 Stunden bleiben und am Nachmittag zurück nach Dharamsala fahren. Da Helga die bessere Händlerin war, überließ ich ihr das Feilschen um den Preis fürs Taxi. Sie einigte sich mit dem Chef vom Taxistand auf 330 Rupien für Hin- und Rückfahrt mit 3 Stunden Aufenthalt.

Wie sollten wir nun unser Mönchlein finden? Außer seinem Namen und Herkunftsort kannten wir nichts. Erst einmal schauten wir uns ein wenig im Kloster um, besichtigten den Gebetsraum. Es war Mittag und die Mönche begaben sich zum Essen, eine gute Gelegenheit, mal einen der Mönche zu fragen. Er führte uns ins Büro des „Kloster-Managements“, dort sollten wir unser Anliegen vorbringen. Ein paar Obermönche hörten uns zu. Wir sollten kurz Platz nehmen, dann verschwand einer der Mönche und kam kurz darauf mit dem kleinen Tsering Dorje an der Hand zurück. Leider konnte sich der Kleine nicht an uns erinnern, schließlich hatten wir ihn zuletzt vor zweieinhalb Jahren gesehen, aber er freute sich, etwas von seiner Familie aus Gongma und Leh zu hören. Wir machten noch ein Bild von ihm, dass wir dann nach Leh schicken wollten. Tsering Dorje durfte nun endlich zum Essen, und auch wir wurden eingeladen, die Erzeugnisse der Klosterküche zu probieren.

Da ich bislang nur das Kloster Lingshed von unseren zurückliegenden Touren etwas besser kannte, wo die Mahlzeiten aus Tsampa und Buttertee bestanden, staunte ich nicht schlecht, als wir den Speisesaal der Ober-Mönche betraten. Ein Vier-Sterne-Hotel war nichts dagegen. Auf einem großen Buffettisch reihte sich Speise an Speise. Verschiedene Fleischgerichte, auch Vegetarier kamen nicht zu kurz, Obst, Gemüse (zig Sorten), Desserts (eine Art Fruchtquark) und Mineralwasser standen zur Auswahl. Wir waren nicht die einzigen Fremden, an unserem Tisch dinierte noch eine Gruppe französischsprachiger Touristen aus der Schweiz, die erst am Anfang ihrer Himalaja-Tour standen und einen der Mönche kannten.

Pappsatt verabschiedeten wir uns von den Mönchen, draußen zogen sich die Wolken immer dichter zusammen und die ersten Tropfen fielen auf die Erde. Wir hockten uns unter ein Vordach eines der Klostergebäude auf eine Bank. Es dauerte nicht lang und der tägliche Monsunguss rauschte herab. Drei westliche Touristinnen warteten hier auf ihr Idol, den 17. Gyalwa Karmapa. Es ist der junge Tibeter Ogyen Trinley Dorje, höchster Lama der Karma-Kagyü-Schule (Rotmützen) und dritthöchste Persönlichkeit im tibetischen Buddhismus nach dem Dalai Lama und dem Panchen Lama. Wie Helga später erfuhr,

wurde der Mönch heute für eine Routineuntersuchung zum Zahn- und Augenarzt nach Delhi gefahren. Also blieben auch wir unter dem Dach sitzen, schauten den Regengüssen zu und harreten der Dinge, die da kommen würden.

Minuten verstrichen, immer wieder rannten Mönche, Soldaten oder Männer in Anzügen geschäftig hin und her. Einer der Mönche fegte die Wasserpfützen von den Eingangstrepfen des gegenüberliegenden Gebäudes, ein Auto wurde vorgefahren. Die drei Damen schritten barfuß durch den strömenden Regen zum Eingang, wo sich schon eine Traube Menschen, zum Teil mit Katakas in den Händen, versammelt hatten. Also gingen wir auch mal rüber. Gespannt standen die Leute vor dem Eingang, wie auf Kommando richteten sich alle Augen auf jeden, der sich dort blicken ließ. Doch es dauerte noch ein Weilchen, bis sich der von allen Erwartete zeigte.

Auf mich wirkte die ganze Situation nur grotesk. Da schwebten ein paar Karmapa-Fans schon fast in ihrem persönlichen Nirvana, nur weil sie sich ihrem Idol mit gesenktem Haupt auf Tuchfühlung nähern durften – und der Typ würdigte sie nicht mal eines Blickes, sondern schritt zügig auf seine wartende Nobelkarosse zu und verschwand im Regen. Der muss wirklich mal zum Augenarzt, dachte ich bei mir. Für Helga war ich ein Ignorant, der das nicht verstehen würde. Sie hatte recht, ich verstand es in der Tat nicht.

Was ich auch nicht verstand, war, dass unser Taxifahrer mit dem zuvor ausgehandelten Preis auf einmal nicht mehr einverstanden war und noch einmal 50 Rupien herauschinden wollte. Wir dachten gar nicht daran, stiegen aus und liefen die letzten Meter im Regen zum Busbahnhof.

Zeit hatten wir nun genug. Der Bus, unter der Kategorie „deluxe“ geführt, kam erst in vier Stunden. Er besaß für indische Verhältnisse recht breite Sitze und eine Volvo-Air-Condition, was ihm den Status deluxe einbrachte, und eine gesprungene Frontscheibe, was uns vor Augen führte, wo wir uns befanden. Egal, in 12 Stunden würden wir in Delhi sein.

Am Ende

Wir zeigten unserem Motorrikscha-Fahrer den Weg zum Hotel in Pahar Ganj und bekamen dort ein Zimmer für 1500 Rupien. Vor drei Jahren gab es für weniger Geld die Gästesuite. Aber das Beste am „Metropolis“ war ja das Dachrestaurant, und das wollten wir uns nicht entgehen lassen. Die zwei restlichen Tage bis zu unserem Rückflug standen unter dem Motto: Wie am besten die Zeit totschiagen? Um dem Trubel der Innenstadt zu entfliehen, fuhren wir in den „Garten der fünf Sinne“ (The Garden of five Senses). Wir schlenderten den Main Basar in Richtung Bahnhof. Dort gab es einen Prepaid-Schalter für Motorrikschas.

Ich hatte ja schon einiges an Penetranz in Indiens Hauptstadt erlebt, aber das mir einer weiß machen wollte, dass besagter Schalter geschlossen sei, obwohl ich direkt davor stand und den Leuten beim Ticketkauf über die Schulter schauen konnte, war mir bis jetzt noch nicht passiert. Nach einer kleineren Odyssee durch Delhi erreichten wir schließlich besagten Garten. In der sehr schön angelegten Anlage war es zwar immer noch ätzend heiß, aber hier blieben wir von aufdringlichen Händlern, Taxi- und Rikscha-Fahrern verschont.

Als es bereits dunkel war, hieß es Abschied nehmen. Unser Urlaub war zu Ende, in wenigen Stunden ging unsere Maschine zurück nach Deutschland. Der Pilot wies darauf hin, dass wir in Turbulenzen geraten würden. Was das hieß, merkte ich bald. Die Flugbegleiter gaben die Anweisung, sich anzuschnallen, keiner durfte mehr

herumspazieren. Dann waren sie auch verschwunden. Anfangs ruckelte es ein wenig, das kannte ich schon, das Ruckeln wurde heftiger. Ich hatte das Gefühl, das Teil würde jeden Moment auseinanderbrechen. Im ganzen Flugzeug war es mucksmäuschenstill. Keiner laberte mehr rum. Dann sackte die Maschine nach unten, besorgte Schreie einzelner Passagiere. Nach zehn Minuten war der Spuk vorbei, der mir wie Stunden vorkam. Auf das im Anschluss servierte Frühstück verzichtete ich freiwillig. Mit der Überzeugung, dass dies mein letzter Flug war, landeten wir in Frankfurt. Nun hatte ich ein Jahr Zeit, neue Himalaja-Reisepläne zu schmieden.

- 1 <http://www.mahabodhi-ladakh.org>
- 2 <http://lotsava.kinderhimal.de>
- 3 <http://www.kinderhimal.de>
- 4 <http://www.gyuto.org>